M. v. O.
L. g.
O. 33/3

Mem. o. 18/3

Clarinette.

Dritter Theil.

Clarinette.

Seitenstück zu den

Fahrten eines Musikanten

von

Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Leipzig, 1840.
Verlag von August Taubert.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Erstes Kapitel.

Günstige Wendung.

Nicht schöner wüßte ich die Weitererzählung meiner Schicksale und zunächst den Verlauf meiner sturmvollen Meerfahrt zu beginnen, als mit den Versen aus Johannes Falks Weltenhymnus:

Wie ein Vöglein, das verschlagen
Weint im stillen Ozean,
Komm, zur Heimath mich zu tragen,
Liebe — Dir gehör' ich an.

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht:
Weil ich an die Heimath glaube
Hab' ich sie auch schon erreicht.

Die Nacht auf dem Meere, die wir in sorgenvollster Unruhe, in durchnäßten Kleidern zubrächten, war kalt, sehr kalt. Der von Zeit zu Zeit mühsam sich ermunternde Schiffer, der die Todtenruhe des mythologischen Fährmanns zum Schattenreiche bewahrte, und sehr leicht für uns zum Charon werden konnte, tröstete mit dem Morgen, der doch endlich anbrechen

müsse, an welchem dann der Wind sich drehen werde.

Wir konnten, vor Frost mit den Zähnen klappernd, die mathematische Gewißheit des ersten Theils dieser Voraussagung nicht bezweifeln, aber die Zeit ward uns schrecklich lang, bevor sie sich erfüllte.

Matt und müde waren wir wieder entschlummert, und als wir erwachten, schien uns heller Tag in die Augen, die See ging noch hoch, und es wehte ein feuchter Nordwest. Wir sahen ein majestätisches Gebirgsland vor uns liegen, dessen Küste unsre Augen noch niemals erblickt hatten, und gewahrten, daß der Schiffer mit vollen Segeln und mit dem Winde fuhr. Unser Staunen war nicht gering, als dieser unser Schiffer, wohlgemuth sein Morgenpfeifchen schmauchend, auf unsre Frage: „Was ist das dort für eine Küste?“ gedehnt antwortete: „Corsika, meine Herren! Wir steuern direkt auf Ajaccio los!“

„Aber um Gott! da wollen wir ja nicht hin! Wir wollen nach Livorno!“

„Werden auch noch hinkommen, so es Gottes und seiner Heiligen Wille ist!“ replicirte der consequente Mann. „Danken wir allen Heiligen, daß wir nicht noch weiter hinaus in das Mittelmeer verschlagen wurden, und daß wir nicht an irgend einer Küste Schiffbruch litten. Der Wind bläst nach Corsika,

und wir müssen darauf los segeln, da wir nun einmal kein anderes Land vor Augen haben."

Es war gegen so schlagende Argumente nichts einzuwenden; wir tranken im letzten Rest unsers Weines auf eine glückliche Rückkehr nach Livorno, und suchten zu einem Frühstück die letzten Reste unsers Mundvorraths zusammen, die aber nur noch in einer Livorner Wurst und einer Rinde Brod bestanden.

Um zehn Uhr Morgens legte unser Fährmann an und wir schifften uns aus. So betraten wir, wie hergezaubert, Napoleons Geburtsland und Geburtsstadt, sehnten uns aber für den Augenblick weit mehr nach einer Mahlzeit, als nach der Beschauung des Hauses, in welchem der weltbewegende Mann das Licht begrüßte. Ein kleines Haus in der Ufernähe, das sich als Materialladen darstellte, ward von uns betreten; wir fanden eine lebhafte Kleinhändlerin als dessen Herrin, der wir unser Mißgeschick erzählten und die wir um Brot baten. Sie schenkte uns nicht nur ihr Mitleid, sondern hieß uns sitzen und harren, und bereitete mit gastlicher Geschäftigkeit eine schmackhafte Polenta, aus Maisgrütze und Milch, deren würzduftende Wärme uns äußerst wohl that. Wir sandten auch unserm Schiffer, der am Ufer bei seinem Fahrzeug blieb, und Acht hatte, ob nicht vielleicht ein großes Schiff käme, das uns auf- und

seine Felucke ins Schlepptau nehmen könne, etwas zu seiner Sättigung und dann machten wir uns auf, im Geleit eines muntern Knaben, Napoleons Geburtshaus zu sehen.

Es scheint fürwahr eine in der Weltordnung bedingte Eigenthümlichkeit der Geschicke zu sein, daß Genien, die auf Jahrhunderte, Jahrtausende hinaus bedeutend wirken, deren Leben und Streben Epochen in der Weltgeschichte bildet, an geringen, unbekannten Orten, in niedrigen Hütten und Häusern in das Dasein treten. Man zeigte uns ein nichts weniger als hohes und umfangreiches Häuschen, mit sehr kleinen und niedrigen Fenstern, in welchem sich ein Krämer angesiedelt hatte, der mit Colonialwaaren handelte und hauptsächlich in Pfeffer, en Gros und en Detail, Geschäfte machte.

Dieses Haus war so ziemlich die einzige Merkwürdigkeit, die wir von Ajaccio und von Corsika sahen. Wir überließen uns den ganzen übrigen Tag der Ruhe, deren wir so äußerst bedürftig waren, und erhielten Abends sieben Uhr durch unsern Schiffer die frohe Botschaft, daß ein Marseiller Handelsschiff angelangt sei, welches Waaren in Ajaccio auslade, und dann nach Genua steure. So wurde uns die Hoffnung, früher als wir erwarten konnten, wieder die Küste des Festlandes zu betreten, und wir säumten keinen

Augenblick, die willkommene Gelegenheit zu benutzen, um so weniger, da es sich glücklicherweise traf, daß einer meiner Gefährten in Genua einen Onkel hatte, der uns, wie der Freund versicherte, aus aller nothwendig erwachsenden Geldverlegenheit befreien konnte, und befreien werde. Unser Schiffer brachte mit dem Kapitain des Kauffahrers bald alles Nöthige in Ordnung, und führte uns dann in einem Nachen zu dem Schiffe hin, das drei Büchsenschüsse vom Ufer entfernt vor Anker lag.

Der Kapitain war ein freundlicher Mann, der unser Abenteuer, das leicht sehr schlimm für uns ausfallen konnte, belächelte, und uns sagte, daß er in Genua acht Tage verweile, und dann nach Livorno fahre. Könnten wir dort so lange rasten, so wolle er uns dann unentgeldlich mit nach Livorno nehmen. Wir hörten mit Dank und Freude diesen Vorschlag und empfahlen unsre neue Fahrt in den Schutz des Himmels.

Um zehn Uhr wurden die Anker gelichtet, und der Westküste Corsikas vorbeigesegelt. Der Wind aber blies die Nacht und den ganzen folgenden Tag so contrair, daß wir erst gegen Mittag des zweiten Tages in den Hafen von Genua einlaufen konnten.

So brachte diese seltsame Irrfahrt wider Willen mich abermals in das schöne und reiche Genua, wo

ohne Verzug der Onkel des Musikers aufgesucht wurde, der, Vater einer ziemlich zahlreichen Familie und angestellt beim Orchester des Theaters, nicht der Mann schien, uns, wie der Freund verheißen, thatkräftig zu unterstützen; indeß, nachdem dieser Mann die jüngsten Erlebnisse des Neuveu und seiner Freunde vernommen, bot er doch mit lobenswerther Gastlichkeit alles auf, uns nach Kräften hülfreich zu sein. Er lud uns ein, sein Mittagsmahl zu theilen, und klagte während desselben über sein geringes Einkommen. Wir verhießen ihm reichliche Wiedererstattung jeder Aushülfe in der Noth, und ließen uns seine Gerichte, die aus Sagosuppe und Maccaroni bestanden, recht wohl schmecken. Diese Mehlspeisen, welche einen großen Theil der Nahrung des genügsamen Volkes ausmachen, werden in Genua selbst in vielen Fabriken verfertigt, und wer es vermag, oder dazu genöthigt ist, sich mit ihnen Tag für Tag zu begnügen, lebt wohlfeil.

Die Eigenschaft wohlfeilen Lebens, so manchen Provinzen und Städten, namentlich kleinen, nachgerühmt, ist nichts weniger, als anlockend, und es ist durchaus kein Glück, wohlfeil zu leben, weil in diesem Sinne wohlfeil oft nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als schlecht und miserabel, und folglich wird einem Orte, dem man wohlfeiles Leben

nachrühmt, durchaus kein Kompliment gemacht. Man lebt wohlfeil, wo es nichts Theures zu kaufen giebt; man lebt wohlfeil, wenn man Theures zu kaufen, nicht im Stande ist. Ist man aber Theures zu kaufen im Stande, und dennoch gezwungen, wohlfeil zu leben, weil in den provinciellen Winkel Genüsse des Hautgouts noch nicht gedrungen, so ist das nur für den Kyniker und Stoiker ein Amussement, keineswegs aber für den lebensfrohen Epikuräer, der Gottes gute Gaben mit dankbarem Gemüthe zu würdigen und respective zu genießen weiß.

Als wir ohne erst anzufragen, aus allem, was wir bei unserm gütigen zwar, aber dürftigem Wirth hörten und sahen, wahrnahmen, daß eine Anleihe uns zu machen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit sei, so suchten wir unsern Kapitain auf und stellten ihm das Mißliche unserer dermaligen Lage vor. Dieser lachte, ließ ein solides Frühstück auftragen, und sprach: „Machen Sie sich doch deshalb nicht die geringste Sorge, meine Herren! Ich bringe Sie ohne alles Nebeninteresse nach Livorno zurück, und will Ihnen gern so viel Vorschüsse leisten, als Sie hier bedürfen, damit Sie nicht Noth leiden, dieses zahlen Sie mir in Livorno zurück, und außerdem nehme ich nichts von ihnen.

Wir liehen jeder einen Louisdor von dem men-

schenfreundlichen Schiffskapitain, und erboten uns, ihm gern Kost und Fracht zu zahlen, doch er lehnte das beharrlich ab.

„Sie haben als Neulinge ihr Schifflust gebüßt," sprach er: „glauben Sie mir, daß ich schon in ganz andern und gefährlicheren Lebenslagen war, aus denen Gott und gute Menschen mich befreiten. Ihr Schiffer, der mit seiner Felucke unvorsichtigerweise in See stach, und sein und Ihr Leben aufs Spiel setzte, hat mir alles, was Sie ausgestanden, treulich erzählt. Lassen Sie sich diese Wassertaufe nur wohl bekommen!"

Wir waren so froh, als hätten wir das große Loos gewonnen, und vergaßen leicht und gern das überstandne Ungemach. Die sorglose Freigebigkeit des Kapitains hatte uns reich gemacht; das uns geliehene Geld brauchten wir blos für kleine Bedürfnisse, denn des Gefährten Onkel ließ sich's nicht nehmen, uns für die Zeit unsers Aufenthaltes als Kostgänger zu bewirthen, und uns als ein treueifriger Cicerone überall hinzubegleiten, wo der Schau- und Wißbegirde irgend etwas Merkwürdiges dargeboten war. Dadurch füllten wir die Zeit, welche wir jetzt fast gezwungen in dem vorzugsweise so genannten stolzen Genua zubringen mußten, auf die angenehmste Weise von der Welt aus. Wir hatten die

Marmorpracht vieler Häuser und Paläste zu bewundern; besahen den Dom und seine Kostbarkeiten, darunter das unschätzbare Kleinod des sacro Catino, jener angeblichen Smaragdschaale, an welche sich die Tradition knüpft, daß die Königin von Saba sie dem König Salomon verehrt, und daß sie es gewesen, in welches der Heiland bei Einsetzung des Abendmahls den Bissen getaucht, den er Judas gab. Es ist ein gefärbter Glasfluß.

Auch in Genua besuchte ich eine Corallenfabrik und sah in ihr kostbare preißwerthe Sachen. Nicht ohne eine schmerzliche Empfindung gedachte ich jener liebenswürdigen und herrlichen Frau, der ich einst gedient, und deren Andenken von einem ähnlichen Besuch ich noch trug. Ein Engländer handelte gerade um ein äußerst ausgezeichnetes, ganz makelloses Korallenbäumchen, für das man die Summe von 2000 Thalern forderte. Ich sah faustgroße Korallenklumpen, ja einige von der Größe eines Kinderkopfes. Die verarbeiteten Corallen gehen vielleicht durch zwanzig Hände, bevor sie für den Markt fertig sind. Man macht ganze Urketten aus diesem eigenthümlichen Stoff, die mit einigen Breloques daran immer 10 bis 15 Louisd'or kosteten. Oft, wenn wir durch die zum Theil ziemlich engen Gassen Genuas wandelten, hörten wir ein klapperndes Geräusch, wie von

zahllosen Schlagmühlen, und erfuhren hernach, daß dieses aus den vielen Nudelfabriken komme. —

In Livorno wußte nun von unsern Freunden und Bekannten Niemand, wo wir hingekommen, und wir mußten für verloren gelten.

Der Tag, an welchem wir mit unserm braven Kapitain nach Livorno fahren sollten, rückte schnell näher; wir machten kurz vor der Abreise noch die Bekanntschaft zwei junger Reisender aus Philadelphia, welche sich Europa besehen wollten, und sich entschlossen, um unsre Gesellschaft nicht sobald zu verlieren, den Weg zu Schiffe vorzuziehen. Wir führten sie dem Kapitain zu, und es begann die fröhlichste Seereise bei herrlichstem Wetter, Angesichts der malerischen und reizvollen, in aller Frühlingsschöne prangenden italischen Küste. Allein auch auf dieser, nicht minder froh wie jene Spazierschifffahrt in der Felucke begonnenen kleinen Seereise verfolgte uns ein Unstern, denn der Wind, der vorher so günstig geweht, setzte um, die Wellen wuchsen zu bedeutender Höhe, die Nacht kam dazu, und unser Kauffahrer wurde tüchtig geschaukelt, und über hundert Stunden seewärts getrieben. Da verredete ich, jemals wieder das mittelländische, noch sonst ein Meer zu befahren, nach dem Vers:

Ich geh nicht mehr zur See, zur See,
Hier bleib ich auf dem Land.

Gegen Morgen wurde das empörte Element wieder etwas ruhiger, aber der Steuermann machte ein bedenkliches Gesicht, und sagte zu dem Kapitain, daß wir weder an diesem Tage die Küste erreichen würden, noch auf eine ruhigere Nacht zu rechnen hätten. Wir vertrieben uns und unseren Reisegenossen die Zeit des Tages mit musiciren, Kartenspiel, Schach, rauchten ächte Havannah-Cigarren, von denen unsre jungen Amerikaner einen guten Vorrath mit sich führten, und sahen ziemlich sorglos der Nacht entgegen. Der gutgebaute Kauffahrer gewährte ein ganz andres Gefühl von Sicherheit, als jenes kleine Ruderschiff, auf welchem wir von der Küste Livornos nach Corsika verschlagen worden waren.

Was der Steuermann prophezeiht, traf pünktlich ein; es kam ein so starker Sturm, daß man glaubte, es breche oben auf dem Verdeck alles in tausend Stücke, so krachte und polterte, riß, pfiff und heulte es über unsern Köpfen. Der Kapitain ließ die Anker auswerfen, und wir hatten das Vergnügen, einen Tag und eine Nacht an einer und derselben Meeresstelle liegen zu bleiben, von Sturm und Wellen umtost. Als der Sturm aufgehört hatte, trat Windstille ein, und wir kamen nicht weiter. Endlich erschien ein schöner Morgen, der günstigen Wind brachte; wir tranken den Kaffee auf dem Ver-

deck, waren Alle fröhlich und guter Dinge, und steuerten mit vollen Segeln auf Livorno zu, dessen weit ins Meer hinausreichenden Molo wir, als wir seiner ansichtig wurden, mit lautem Hurrah grüßten.

Im Kreise unsrer Bekannten wurde bald unsre abenteuerliche Seefahrt zur Tagesneuigkeit, und wir hatten kaum Mund und Zunge genug, überall wo man es zu hören verlangte, zu erzählen, wie es uns ergangen. Die Verwandten der jungen Musiker waren in der größten Bestürzung gewesen, wo ihre Angehörigen hingekommen sein möchten. Auch in das Institut, wo ich Stunden gab, wurde ich bald gerufen, und mußte erzählen. Es gewährte mir Freude, in diesem fremden Lande doch so viel Antheil zu finden.

Bald war alles im alten Gleise; ich gab meine Stunden fort, erhielt neue Scholaren, und fand die Empfehlung jenes gütigen Mannes, der mir den Aufenthalt in seiner Stadt angepriesen, vollkommen gerechtfertigt. Es ging mir gut in Livorno, und ich lernte mich heimisch in dieser Stadt fühlen.

Eines Tages erhielt ich eine Aufforderung, im Theater, wo man il matrimonio secreto gab, das Clarinettsolo zu blasen, weil der Clarinettist der Opera das Oboesolo blasen mußte, der jedoch auf einem Instrument so mittelmäßig war, wie auf dem andern.

Ueberhaupt hatte ich vielfach Gelegenheit, wahrzunehmen, daß es in Italien an Clarinettvirtuosen fehle, und daß dieses schöne Instrument deutscher Erfindung sich nur langsam den Weg in jenem Lande gebahnt habe. Um so glücklicher waren meine Erfolge. Der Theaterdirektor trug mir sogleich Engagement an, allein da meine Privatstunden mir mehr eintrugen und mich in bessern Kreisen gefesselt hielten, als ich beim Theater zu finden hoffen durfte, so sagte ich ihm blos unter der Bedingung meine Unterstützung zu, daß er mich für jede Vorstellung besonders honorire, was er auch einging.

Meine genußreichsten Stunden verlebte ich im Kreise einer sehr angesehenen Familie, welcher ich durch die Vorsteherin des erwähnten Erziehungsinstituts empfohlen war. Herr von Pignatelli hatte zwei Töchter, eine von siebzehn und eine von funfzehn Jahren, und eine Nichte, die mit der ältesten Tochter im gleichen Alter stand; diesen jungen Damen hatte ich Musikunterricht, Gesang, Clavier und Guitarre zu ertheilen, und mit dem Herrn des Hauses, der recht gut Violine spielte, bisweilen Duetten aufzuführen. Monsignore de Pignatelli war ein feiner und liebenswürdiger Mann, dessen Umgang mich bald von anderm, minder geistig hoch stehendem, abzog. Als er wahrnahm, daß seine Kinder gute Fort-

schritte machten, und meine Violinbegleitung ihm besonders wohlgefiel, machte er mir den höchst ehrenvollen Antrag, ganz bei ihm zu wohnen, damit ich auch die Uebungen der Kinder leiten und bisweilen des Abends mit ihm musiciren könne. Ich willigte mit Freuden ein, und trat in eine der glücklichsten Lebenslagen. Die jungen Mädchen waren schön, unbefangen, jugendfrisch und jugendfroh, talentvoll, und ich sah mich von ihnen wie ein älterer Bruder behandelt. Ein äußerst anständiges Logis wurde mir eingeräumt; mein Frühstück erhielt ich auf mein Zimmer, den Mittagstisch theilte ich mit der Familie. Die Nachmittage und Abende wurden meist in einem schönen, der Stadt nahe gelegenen Garten zugebracht, den eine heitre Villa krönte, und zahlreiche Orangenbäume schmückten. Inmitten eines trefflich gepflegten, und kunstvollsinnig angelegten Ziergartens war ein kleiner Teich, rundum mit exotischem Strauchwerk und erlesenen Blumen eingefaßt, in welchem eine große Anzahl chinesischer Goldfischchen schwammen. Eines Tages ließ ich den Wunsch laut werden, einige dieser Fischchen in einem Glase auf meinem Zimmer zu haben, und sogleich ergriff Fräulein Mirandolina, so hieß die älteste Tochter, einen kleinen Fischhamen, der am Strande hing, und versuchte mir einige dieser allerliebsten Thiere zu fangen; doch waren die Fischchen

scheu, und zogen sich zurück, so daß es nicht sogleich gelang, einiger habhaft zu werden. Ungeduldig beugte sich die junge schöne Fischerin weit über den Uferrand und hielt ihr Netz so weit als möglich vom Ufer in das Wasser, da wich plötzlich treulos der Stein, auf den sie getreten war; sie schwankte, vermochte sich nicht zu halten, und stürzte in das Wasser hinein. Der Teich war nicht groß, aber tief, und es drohte der Armen große Gefahr. Ich sprang zwar augenblicklich zu ihrer Rettung nach, allein es gelang mir nicht gleich sie zu erfassen, und wenn ich nicht hätte schwimmen können, so waren wir beide verloren. Nicht ohne Anstrengung brachte ich sie zum Ufer, aber leblos, und der Unglücksfall alarmirte das ganze Haus. Es dauerte fast eine Stunde, ehe Mirandolina sich erholte und ihr scheinbar entflohenes Leben, das sie um meinetwillen fast eingebüßt, zurückkehrte. Obschon ich nur meine Pflicht gethan, wurde ich doch mit Dankesäußerungen überhäuft, und Herr von Pignatelli bat mich, sein Haus wie ein älterliches zu betrachten.

Dieses Wort ließ die günstigste Deutung zu, und ich schrieb es in mein Herz. Ich liebte meine Gerettete, die ein unaussprechlich süßes und anmuthiges Geschöpf war; ihrem Adel und ihrem Reichthum hatte ich freilich nichts entgegen zu stellen, als

mein Selbst und meine Kunst, allein die Liebe hatte ja schon zu vielen tausend Malen Hindernisse solcher Art besiegt, daß ich in solchem Siege, wenn ein gutes Geschick ihn verlieh, nichts Außergewöhnliches erblicken konnte. Mirandolina's Herz erschloß sich mir mit aller Jugendgluth und Liebeswärme; wir hätten sehr glücklich mit einander sein können.

Wo aber wäre eine schöne Liebe ohne trüben Wolkenschatten, wo ohne Kampf? Hier vereinigte sich alles so erwünscht; das Herz der Jungfrau war mein; dem Vater war ich fast unentbehrlich; er fühlte sich mir zu Dank verpflichtet, meine Lage konnte die gesichertste werden, zumal auch die übrigen Angehörigen mir geschwisterlich wohlwollten.

Da trat das Schicksal, das Herzen trennende, in der Gestalt eines abholden Nebenbuhlers finster in meinem schönsten Lebens- und Liebenstraum. Ein reicher Kaufmann, Namens Lorgiér kam oft in Geschäftsangelegenheiten zu Herrn von Pignatelli, und stets schien er mich mit argwöhnischen und neidischen Blicken zu verfolgen. Ohne diesen Mann zu kennen, ohne ihn nur im Entferntesten beleidigt zu haben, oder ihm zu nahe getreten zu sein, mußte ich gewahren, daß ich ihm im Wege, und seine Gesinnung gegen mich eine feindliche war. Wenn der gütige Pignatelli mir, wie nicht selten geschah, in Jenes Gegen-

wart Freundliches sagte, oder mir Lobeserhebungen machte, so that Herr Lorgiér, als höre er es nicht, ging mit spöttischem Lächeln darüber hin, oder suchte rasch dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Dieß widerwärtige Benehmen drückte mich, doch ließ ich keine Empfindlichkeit blicken, um nicht Ursache einer Verstimmung oder eines Mißverhältnisses zwischen meinem gütigen Gönner und seinem Geschäftsfreund zu werden. Da nun aber die so deutlich an den Tag gelegte Abneigung des Herrn Lorgiér gegen mich in meinem ganzen Verhältniß zum Hause nichts änderte, so schlug er einen andern Weg ein, mir zu schaden, indem er auf scherzende Weise die jungen Damen vor mir warnte, und ihnen sagte, ich mache allen meinen Schülerinnen in jener Pensionsanstalt die Kur. Auch dieß verfing nicht, und nun spielte er oft hönisch auf meinen Irrglauben an, und gab zu verstehen, daß ein so genauer Umgang mit einem Ketzer ein nachtheiliges Licht auf eine so hochstehende Familie werfen werde. Man lachte ihn aus.

Mit einem Male wurde nun der Mann freundlich und zuvorkommend gegen mich, und es reifte ein Plan in ihm, mich zu verderben und mich bei der Familie in Mißkredit und aus ihrem Kreise fort zu bringen, der nicht bübischer und schändlicher sein konnte. Da Herr Lorgiér, der mit seinem Bruder

ein Kompagniegeschäft betrieb, ein Haus machte, selbst ein Schiff besaß, das er nach Ostindien befrachtete, und in alle Weise ein angesehener Mann war, so konnte und durfte ich Einladungen nicht ablehnen, die von seiner Seite an mich gleichzeitig mit meinem Gönner und dessen liebenswürdigen weiblichen Angehörigen ergingen, und ich gestehe, daß ich auf seiner Villa in schönen Kreisen angenehme Stunden verlebte. Jetzt machte Herr Lorgiér, welcher Mirandolina liebte, mindestens gern ihre Hand erbeuten mochte, sich ein Geschäft daraus, mich immer mit der Nichte des Gönners zusammen zu bringen, mit ihr mich zu necken und die Meinung zu verbreiten, als habe ich mit Bianka, so hieß das junge und blühende Mädchen, ein Verhältniß, wodurch er diese oft in Bestürzung und mich in Verlegenheit setzte. Sein ganzer Plan ging offenbar dahin, bevor er zum äußersten Schritt, mich aus Mirandolina's Herzen zu drängen. Mirandolina aber war zu einfach und klar, um sich Täuschungen zu überlassen. Sie fragte mich eines Tages, ob es wahr sei, daß ich ihre Cousine liebe, und beim Vater um deren Hand werben wolle? Ich erwiederte ihre Frage mit der staunenden: Wer ihr dieses gesagt? und das unbefangene Mädchen nannte geradezu Herrn Lorgiér, der ihr diese Nachricht als Neuigkeit zugeflüstert.

Ich wurde darüber so verstimmt, daß ich meinen Mißmuth nicht zu überhüllen vermochte, mein Gönner nahm ihn wahr, und stellte mich darüber zu Rede, was mir fehle, und worüber ich verdrüßlich sei? Ich sagte ihm ganz offen, daß sein Freund, Herr Lorgiér, sich um mich auf eine Weise bekümmere, die auf keine Weise zieme, und mir hochlästig sei, da ich ja ihm durchaus nichts in den Weg lege, und sein seltsames Benehmen gegen mich nur als Neid darüber deuten könne, daß ich in der Familie einige Geltung habe. Der Gönner tröstete mich freundlich, und sprach: „Sein Sie ruhig; ich lasse mich nicht irren. Am besten ist's, Sie gehen den Grillen des Ihnen abgeneigten Mannes, mit dem ich nicht brechen darf, eine Zeitlang aus dem Wege. Ich reise in diesem Sommer mit den Meinen nach Neapel; begleiten Sie uns. Ich habe dort einen Freund, der nicht nur ein großer Verehrer, sondern auch ein Kenner der Musik ist, eine Sammlung alter Musikinstrumente besitzt, die Ihr höchstes Interesse in Anspruch nehmen wird, und ich sichre Ihnen dort auch außerdem genußreiche Stunden."

Wie dankbar ich ein so großmüthiges Anerbieten annahm, durch das mir vergönnt ward, längst gehegte Wünsche zu erfüllen, das mir Gelegenheit verschaffte, kostenfrei Italiens berühmteste Städte zu sehen, und in so theurer lieber Gesellschaft, kann ich

nicht sagen. Alles schien sich zu vereinigen, mich meinem Glück in die Arme zu führen. Ich schrieb, sobald der Tag der Abreise festgesetzt war, an Giorgetti, der noch in Florenz weilte, um ihm ein Rendezvous in seiner Vaterstadt zu geben, und freute mich mit den Kindern des Hauses wie ein Kind auf die Reise. Mein Gegner aber, Herr Lorgiér, hatte allerlei Stichel- und Stachelreden in Bereitschaft, womit er, so oft er kam, ihnen und mir die schönen Hoffnungen verdarb, was am Ende jedoch keine andre Folge hatte, als daß die jungen Damen ihn fortan nicht mehr mit gewohnter Freundlichkeit, sondern mit kalter Höflichkeit behandelten. Als er dieß wahrnahm, wuchs sein Groll und Grimm gegen mich, der ihn nun einmal im Wege stand, immer mehr, doch unterdrückte sein tückisches Gemüth jenen so viel als möglich. Mit einem Male hörten seine Besuche auf, die er sonst täglich zu machen pflegte.

Ich begegnete ihm eines Tages, und fragte ihn, warum er das Haus meines Gönners meide? Er stammelte eine Entschuldigung, die er mit einer Lüge verband; er sei einige Tage verreist gewesen. Ich hatte ihn aber jeden Abend im Theater gesehen. Dann sagte er mir, daß er in den nächsten Tagen wieder auf das Land gehe, eine Stunde von Livorno, daß sein Bruder vielleicht auch mit führe, und ich ihm

Gesellschaft leisten möge. Ich fürchtete eine Falle, lehnte die Einladung dankend ab, und sagte, daß ich vor der Abreise mit Herrn von Pignatelli noch mancherlei zu ordnen habe, und wurde so den falschen Mann los. Hätte ich doch später eben so standhaft jeder Einladung widerstanden — ich würde die Tage meines Alters in heitrer Ruhe und im Schooße des Glücks, statt in Kummer und Armuth verleben.

Wir reisten mit Extrapostpferden im eignen prachtvollen Wagen des Gönners; ich war so glücklich, Mirandolinen gegenüber zu sitzen, und in ihren freudestrahlenden Augen mein Glück zu lesen. Die Fahrt ging über Pisa, und am Arno aufwärts auf belebter Straße nach Florenz. Am Gasthaus, wo wir abstiegen, empfing mich freudig mein Gefährte Giorgetti, und erbot sich mit der den Florentinern eignen Liebenswürdigkeit, uns umher zu führen, und alle sehenswerthe Herrlichkeit seiner geliebten Vaterstadt uns zu zeigen; ein Vorschlag der schon der jungen wißbegierigen Damen wegen, welche diese Reise zum ersten Male machten, dankbar angenommen wurde. Der erhabene Bau des Domes, Santa Maria del Fiore, Brunelleschis unsterbliches Meisterwerk, nahm uns in seine kühlen Hallen voll ernster Schönheit als Bewundernde, Anstaunende auf. Hier traten in Sculptur und Schilderei die Schöpfungen hoher

Meister vor unser Auge, und es wurden Gedanken der Unsterblichkeit lebendig. Gallerieen von Gemälden und Antiken fesselten lange, und in ihnen wurde der Gönner zum Lehrer, und wieß die Töchter und auch mich, den Unkundigen, auf das Vorzüglichste hin. Hier lernte ich einen Genius der Kunst ahnen, der zu den Seelen Geweihter mit verständlichen Lauten spricht, und aus dem tiefen schöpferischen Urborn des Weltengeistes ewig bildend und belebend ausquillt. Die Künstlergenien eines Dante Allighieri, Michel Angelo, Fra Giovanni da Fiesole, Leonardo da Vinci, Vasari, Correggio, Dominichino, Rafael, Tizian, Paul Veronese, Andrea Ugolino, Benvenuto Cellini, Brunelleschi, Lorenzo Ghiberti und so vieler andern weltberühmten Meister legten hier in unsterblichen Werken der Dichtkunst, Malerei, Sculptur, Architectur und Erzbildnerei hohe Zeugnisse ab von jener begeisternden Aetherflamme, deren strahlende Wärme edle Herzen durchglüht, und durch Jahrhunderte fortzeugend im Künstlerbusen die Blüthe würdiger Nacheiferung weckt. Nächst diesen Meisterwerken waren die hehren Antiken zu bewundern, deren Bildner keine Geschichte nennt, und die doch nicht minder das Sehnen im Busen trugen, ihr geistig Erschautes in edlen Formen voll Wahrheit und Schönheit auszuprägen.

So lange wir in Florenz verweilten, säumten wir nicht, von Kabinet zu Kabinet uns schaulustig führen zu lassen, doch sahen wir uns auch das wimmelnde Leben der schönen Straßen an. Unter einem Zelte bot sich dem fühlenden Herzen ein Anblick, der eben so zur Bewunderung einer Kunstfertigkeit, als zum tiefen Bemitleiden eines großen Unglücks hinriß; wir sahen einen jungen Musiker, welcher den rechten Arm entbehrte, und mit dem rechten Fuße den Bogen zwischen die Zehe faßte, auf niedrigem Sessel sitzend, schul- und kunstgerecht Violine spielte, und zwar mit einer nicht gewöhnlichen Virtuosität. Seine Töne waren wehklagende Mahner an die Mildthätigkeit, und ich sah mit Freude, daß unsre Damen ihn reich begabten, und mit Augen voll Thränen von ihm gingen.

Mein nächstes Interesse, das meiner Kunst, ließ mich in großen Städten oft nach Sammlungen alter Instrumente fragen und forschen, und ich versäumte selten deren nähere Betrachtung, wo solche sich darbot. In einem Museum traf ich einige derselben, doch nicht viele an. Zunächst zwei Stainer Violinen, eine große und eine kleine. Ich habe es stets für der Mühe werth erachtet, diesen Geigen besondre Aufmerksamkeit zu schenken, denn die Arbeit an ihnen ist vorzüglich, und ihr Werth nimmt mit ihrem Alter

zu. Jacob Stainer, Amatis kunstfertiger und berühmtester Schüler, wählte mit der größten Sorgsamkeit das Holz zu seinen köstlichen Instrumenten, deren Ton und Bauart von den gewöhnlichen Violinen abwichen. Er nahm das ausgewachsene, feste, feingeäderte Holz der Haselfichte, und zierte seine ersten Geigen mit einem Löwenkopf; diese waren stark gewölbt, und roth lackirt, während die kleinern Formates gelb lackirt und flach sind, und nur eine Schnecke als Wirbelkastenzier tragen. Die ächten Stainerschen Violinen sind fast zu kostbar zum Concertspiel, sie sind werthvolle Cabinetsstücke, doch ist ihre Wirkung im Quartett unvergleichlich. Wer je eine ächte Stainer Violine selbst spielte, oder auch nur spielen hörte, erkennt am Ton eine zweite, der glockenartig und silberrein ist. Sodann sah ich eine ächte Violine von Giovanni Battista Ruggiero, welcher den Beinamen il Bon führte, auch eines der seltnern und hochgeschätzten Instrumente.

In der Oper hatte unsre Reisegesellschaft mit mir das Glück, den berühmten Tenoristen Andrea Nozzari zu hören, dessen, wenn auch nicht übermäßig starke, aber wunderschöne Stimme in den kunstreichsten Rouladen oft zum Entzücken hinriß, und so rein aus der Kehle quoll, daß man bisweilen versucht ward, zu glauben, man höre die Töne einer Clarinette.

Nach genußreichen Tagen in dem schönen, reichen und gastlichen Florenz, das auch durch Tugenden der Humanität sich vortheilhaft vor andern Städten Italiens auszeichnet, und darin der Fremde sich weit eher, als in jenen heimisch fühlen lernt, setzte sich unsre Reise heiter fort, der ewigen Roma zu.

Zweites Kapitel.

In Neapel.

Rom! klang es in dem glockentönenden Avignon; von Rom zeugten die alterthümlichen Bauten, Monumente und Straßenreste durch ganz Südfrankreich und Savoyen; Roms antikklassischer Geist offenbarte sich in allen Städten Oberitaliens, die zu sehen, mir vergönnt war, und nun nahte ich selbst diesem unsterblichen Rom, um mich zu verlieren unter seinen erhabenen Trümmern, und um die Größe einer Vergangenheit anzustaunen, welche keine Gegenwart und Zukunft wieder zu erreichen vermag.

Was vermöchte ich von Rom zu sagen? Ueber der Siebenhügelstadt wölbt sich der siebenfarbenstrahlende Aetherbogen der Kunst, an welchem schon so viel Hunderte hochbegabter und befähigter Reisenden und Reiseschilderer zerlegten. Ich sah und staunte, und sog still von den Blüthen entzückten Schauens den Honig der Erinnerung ein. Von einer kunstgenußreichen Anschauung zur andern im Gefolge mei-

nes verehrten Gönners ziehend, blieb mir für eigne Wege und eigne Betrachtung wenig Zeit, und in welcher Gesellschaft hätte ich auch lieber verweilen mögen, als in der, welcher günstige Sterne mich zugeführt?

Wandelnd unter der Trümmerstadt des alten Roms kam mir ein sehnsüchtiger Wunsch in das Herz; es war der, an der Seite jener verehrten Frau zu schreiten, die ich nach Nizza begleiten durfte. Ich hätte wieder andachtvoll, wie in der Vaucluse, ihrer Rede lauschen mögen, und ihre klaren Urtheile hören. Meinen jugendlichen Gefährtinnen fehlte, gewiß zu ihrem Glück, der tiefe Lebensrest, den nur die Jahre voll Erfahrungen verleihen; ich aber konnte die Gedanken, welche mich erfüllten, ihrer so natürlichen scherzfröhlichen Heiterkeit nicht immer anpassen. Zu gewaltig sprechen Roms großartige Trümmer, die Steinlettern eines so großen und bedeutenden Theiles der Weltgeschichte, zu dem denkenden gereiften Geist, und was neben den Trümmern noch wohl erhalten der Bewunderung sich darstellt, nimmt so ganz das ernsteste Nachsinnen für sich in Anspruch, daß nur ein Austausch entsprechender Gefühle hier Herz und Geist zu befriedigen vermag.

Dort zeugt ein Obelisk, das Riesengebild eines Fremdlandes, von der Kunst und Kultur des Volkes,

das in Blüthe stand, als Romulus und Remus noch an den Brüsten der Wölfin tranken, und an der Stätte der Stadt noch wilde Heerden weideten. Dort ragt einsam eine Säule über zerbrochnen Schwestersäulen, wie eine trauernde schmerzversteinte Niobe über den Leichnamen ihrer Kinder. Wenn wir die Kräfte bewundern, die hier thätig waren, um aufzubauen, müssen wir selbst vor der Größe der Kraft erbeben, die hier thätig war, zu fällen, zu stürzen, zu zerbrechen und niederzureißen. Rom war, und auf seinem wichtigsten Platze, wo seine Redner mit Begeisterung sprachen, weiden jetzt zahme Heerden. Kapitol und Kolosseum, das Pantheon und die mächtigen Triumphbogen, und die zahlreichen Tempel, ich habe sie alle geschaut, und nicht minder die Weltwunder des neuen Roms, Vatican und Peterskirche betreten, Lateran und Quirinal und andre Prachtpaläste desgleichen, und in allen reiche, oft überreiche Kunstschätze gesehen und angestaunt, so daß an manchem Tage der Geist mit dem Körper sich erschöpft und ermüdet fühlte.

Nach so langem Verweilen in Rom, als nöthig war, all sein Schönstes und Merkwürdigstes zu sehen, setzte unsre Reise nach Neapel sich fort. Das alte Rom scheint nicht enden zu wollen; immer geleiten den Reisenden noch Reste von Trümmern, und

übergrünte Schutthügel durch die Campagna, sie ziehen mit, ernsten Erinnerungen vergleichbar, bis das Herannahen anderer Orte, anderer Situationen, sie vermischt, und zurücktreten heißt. Wir sahen die Stadt Albano und ihren berühmten See, der gleich dem Thale von Ariccia und dem See von Nemi in Folge vulkanischer Eruption entstanden sein mag. Aus einer Gegend voll herrlichkräftiger Eichenwälder kamen wir in die flache der pontinischen Sümpfe, aus welcher aber zur Linken die Volsker Gebirge sich pittoresk erheben, während von Zeit zu Zeit zur Rechten ein bläulicher blitzender Streifen dem fernschweifenden Blick die Nähe des Meeres anzeigt. Gleichwohl reicht dessen erfrischender Aushauch nicht hin, jene der Gegend eignen Fieber fern zu halten, welche die Wangen der Jugend bleichen, und bleischwer in den Adern der Erwachsenen rasten. Bei dem schönen und vielgerühmten Terracina, wo uns kein Fra Diavolo schreckte, konnte das Auge wieder fessellos über das Meer streifen, und jenen Hochgipfel suchen, den zu schauen unser aller Herz sich sehnte. Noch war diese Befriedigung unsrer Wünsche unmöglich; wir hatten über den erfreulichen Anblick, der uns wurde, den geographischen Maasstab und den Meilenzeiger anzulegen vergessen. Von Ort zu Ort leitete uns heitres Gespräch, angenehme Betrachtung, und mit

der Anstrengung der Reise wechselte die nöthige Ruhe ab, die man sich vergönnen muß, um mit Frohgefühlen lange genießen zu können. Castellone und Gaëta wurden schon erreicht und wir sahen dunkelblau im grünen Meere die Inseln Ischia und Capri schwimmen. Die Hoffnung, den Vesuv weit vor Neapel von Ferne zu erblicken, der, wie wir hörten, im Ausbruch begriffen war, was unsre Neugier und Schaulust ungemein anregte, blieb uns vereitelt, bis wir selbst Capia im Rücken hatten, und in einer warmen italischen Sommernacht, ich auf weislich gewählten Sitz im Cabriolet, der Königsstadt entgegenfuhren. Eine Stelle des südlichen Himmels erschien geröthet, wie von einer Brunst, später ward anhaltender ferner Donner vernommen, und mit einem Male brachte eine Beugung des umdunkelten Weges uns die erhabenste Naturerscheinung, die ich jemals sah, vor das erfreute, staunende Auge. Die Bucht von Neapel lag vor uns, die noch zwei Stunden ferne Stadt ruhte, unserm Blick entzogen, unter dem Schleier der Nacht, und von einem, in dieser Weite nicht allzuhoch erscheinenden Berge erhob sich, einem wunderbaren Meteore gleich, eine scheinbar ruhigstehende glühende Feuergarbe, einer starken Palme ähnlich, die am Gipfel ihre vom Wind bewegten Zweige hehr und herrlich ausbreitete. Es war dem

Ohre, als vernähme es in dem donnernden Brausen, das von fern her drang, das Rauschen des Windes, der durch die Wipfel jener Feuerpalme fuhr. Ich dachte an Moses und den brennenden Busch, darin der Herr erschien in seiner Herrlichkeit. Hier ward sie offenbart, und glühte mit Flammenzügen sich in jedes Herz.

Neapel war voll Leben selbst noch in der tiefen Nacht. Die Eruption gab ein Schauspiel ab. In mir aber ward das Verlangen wach, wenn es irgend möglich, gefahrlos diesen berühmten Bergesgipfel zu betreten, ihn wirklich zu besteigen. Und wer möchte in Neapel gewesen sein, diesen Wunsch nicht gehabt, und ihn nicht erfüllt haben?

Der Gastfreund des Herrn von Pignatelli, von unser aller Ankunft in Kenntniß gesetzt, nahm uns mit unverkennbarem Wohlwollen auf. Er war, wie mein Gönner, Wittwer, und hatte neben zwei Söhnen eine einzige Tochter von vierzehn Jahren, welche sich gar schnell mit den liebenswürdigen Jungfrauen befreundete, die als Gäste ihr väterliches Haus betraten. Die beiden Knaben waren jünger, aber nicht minder, wie die Schwester, musikalisch.

Was mir Herr von Pignatelli von seinem Freunde gesagt, fand ich in reichem Maaße durch dessen liebenswerthe Persönlichkeit bestätigt. Er war verstän-

dig, sehr unterrichtet, und von ganzer Seele Melomane in einem hohen und edlen Sinn.

Die erste von den vielen Sehenswürdigkeiten Neapels, die nach einander zu beschauen vergönnt ward, war nicht die geringste; es war die reichausgestattete Privat-Sammlung musikalischer Instrumente, die der Herr des Hauses besaß, und mit jenem bewußten Stolze zeigte, welcher einsichtvollem und wissenschaftlichem Sammeleifer ziemt, der das leicht Zerstörbare erhält, der oft unbeachtet im Staube vorkommenden Seltenheiten eine würdige Stelle einräumt, und doch dabei nicht den vollsten Werth auf die eigensüchtige Besitzesfreude legt, sondern das Aufbewahrte gern auch Andern zum belehrenden Anschaun dienen läßt. Hier hingen in wohlgeordneten Reihen alte, prachtvoll verzierte Gamben; eine davon hatte einen sehr langen Hals mit einem äußerst zierlich in Elfenbein ausgeschnittenen Frauenzimmerkopf; hier sah ich Lyren ältester Form und von höchster Seltenheit; Gambenlyren, mit verschiedener Saitenzahl. An Lauten, Mandoren, Mandolinen, Theorben war ein Ueberfluß vorhanden, nicht minder an alterthümlichen Blasinstrumenten aller Art und Form. Ich schwelgte in einem Himmel des Vergnügens, und vermochte lange nicht, mich vom Anblick dieser altmusikalischen Herrlichkeiten loszureißen. In Son-

derheit zogen mich aber vor allen andern Instrumenten die Violinen an. Da war eine ganz kleine Stainer von glockenreinem Ton, der besonders in großen geschlossenen Räumen von besonderer Wirkung ist; die ich hier sah, hatte feuerrothen Lack, hohe Zargen, die wie der Boden, vom herrlichen Maaserholz auf das sauberste gearbeitet waren; die schön ausgeschnittene Schnecke war nicht kleiner, wie bei einem großen Instrumente. Hier waren Violinen von Amati, Stradivario, Ruggieri, Guadagni, Guarnari, Caspar de Salo; letztre ganz nach altem Format gebaut, mit sehr kurzem Hals; dann Geigen von Popella, Colliano, Boniani und so manchem italienischen Meister, deren Violinen höchste Schätzung verdienen, wenn die Namen ihrer Verfertiger auch nicht über die Alpen drangen.

In Neapel wurde die Kunst der Töne stets durch ihre würdigsten Heroen vertreten, und es wurde mir in dieser Stadt das Glück zu Theil, bisweilen den größten Meistern nahe zu sein, sie zu hören und selbst die persönliche Bekanntschaft einiger von ihnen zu machen.

Zuerst führte unser musikalischer Freund uns in die Conservatorien della Pieta und St. Onofrio, deren Einrichtungen wir besahen, doch fand ich, daß diese weit von dem Conservatoire zu Paris übertroffen

wurden. Allein dem ohngeachtet stehen sie hochachtenswerth in der Reihe musikalischer Bildungsanstalten da, wenn man die großen Künstlernamen überdenkt, die aus ihnen hervorgingen. Ich will nur Cimarosa, Spontini, Paer, Durante und Paisiello nennen. Musikbegeisterung durchglüht aber auch fast jeden Kunstgenossen in Neapel, und gleich in den ersten Tage meines Dortseins erlebte ich davon ein interessantes Beispiel.

Im Theater, das wir zu besuchen nicht säumten, wurde Cosa rara gegeben. Der erste Violinist des Orchesters, ein bejahrter und unbemittelter Mann besaß eine Amati-Geige und entlockte ihr in seinem Solo bezaubernde Töne. Unter den Zuhörern befand sich ein reicher Graf aus Dänemark, der ein leidenschaftlicher Musikfreund und ebenfalls ein Instrumentensammler war. Er hörte sogleich aus dem Ton dieser Violine ihre Vortrefflichkeit heraus, begab sich im Zwischenact in die Nähe des Orchesters, und ließ durch seinen Kammerdiener anfragen, ob der Violinist ihm nicht sein Instrument verkaufen wolle? Die Rückantwort war ein einfaches Nein. Der Graf ließ dem Musiker sagen, er möge doch eine Preisforderung thun, die Violine solle nach ihrem höchsten Werth bezahlt werden. Als einige Kollegen des Musikers dieß Anerbieten hörten, rede-

ten sie ihm zu, das Instrument wegzugeben, da er doch ein bejahrter Mann sei, und das Geld für sich und seine Familie gar wohl gebrauchen könne. Ehe er jedoch sich entschied, unterbrach der beginnende neue Act die Verhandlung, die sich jedoch, sobald es schicklich war, wieder anknüpfte. Der Musiker, der Zudringlichkeiten müde, die sein werthes Instrument ihm feil machen wollten, griff zu einem in solchem Fall oft bewährten Mittel, er suchte durch eine überspannte Forderung den Liebhaber seiner Amati abzuschrecken, der ihm jetzt persönlich zu Leibe gerückt war. Er forderte hundert Dukaten.

Der Graf, ein Kenner, der das Instrument nur nach dem Klang beurtheilt, der dessen Jahreszahl noch nicht gesehen hatte, und wohl wußte, daß dasselbe mit so viel Thaler bezahlt war, bat nun, ihm das Instrument zu näherer Betrachtung in die Hand zu geben, indem er sprach: „Dieser Preis ist zu hoch, diesen zahle ich nicht." Die Violine betrachtend, und die Jahrzahl 1599 entdeckend, entschloß er sich jedoch schnell anders, und sprach: „Topp! Ich zahle Ihnen hundert Dukaten!" und gab die Geige nicht wieder aus der Hand. Der Eigenthümer sollte nun mit dem Grafen in dessen Wohnung fahren, um das Geld in Empfang zu nehmen, allein es war ihm ein unerträglicher Gedanke, sich von seinem lieben

Instrument zu trennen; die eben so übertriebene, als übereilte Forderung reute ihn, und er sprach: „Nein mein Herr, die Violine ist mir um keinen Preis feil. Ich lasse sie nicht! Geben Sie mir mein Instrument!"

„Sie haben gefordert, ich zahle ohne Abzug Ihre Forderung, und die Violine ist mein!" Hier, wenn Sie mich nicht begleiten wollen, meine Adresse. Uebrigens werde ich Ihnen morgen das Geld senden!" So sprach der Graf, schwang sich mit der Geige in seinen Wagen, und fuhr von dannen. Der Musiker war außer sich, und seine Kameraden, die ihn umringten, hatten Mühe, ihn zu besänftigen. Sie stellten ihm vor, daß er in seinem Alter sich mit dem Geld gute Tage machen könne, daß er ja noch andre gute Violinen habe, aber er weinte wie ein Kind, oder wie nach einem verlornen Kinde. Die Freunde geleiteten ihn zu seiner Wohnung, wo der Trauerfall der ebenfalls betagten Frau erzählt wurde, welche die Sache bei weitem nicht so tragisch fand, wie ihr Mann, und am andern Morgen, als der Graf die hundert Dukaten sandte, diese in Empfang nahm, und in einem Schrank schloß. Allein ihre Vorsicht half ihr nichts, sondern zog ihr die heftigsten Vorwürfe zu. Der wunderliche Alte schlug den Schrank auf, nahm das Geld, lief vor Gericht, deponirte es, nahm einen Rechtsanwalt, verklagte den

Grafen, und dieser verlor den Proceß, weil er vor Zeugen auf die Forderung des Musikers erklärt: „diesen Preis zahle ich nicht!" — empfing sein Geld zurück und der Musiker seine Violine. Vergebens bot der Graf noch fünfundzwanzig Dukaten mehr, vergebens beredeten die Freunde, vergebens schalt und wehklagte die Frau. Der Alte sprach: „Ich und meine Amati sind eins. Sie ist meine Seele. So lange ich athme, ist meine Seele bei mir. Sterbe ich, so mache Du mit der Violine was Du willst." —

Ich hatte gehofft, in Neapel vielleicht gute alte Violinen wohlseilen Kaufes zu erhalten, allein hierin täuschte ich mich sehr. Ich fand die Violinen in keinem Lande theurer, als da, wo die besten heimisch sind, das macht aber auch, weil die Geige das bevorzugteste aller Instrumente ist, und unter allen Virtuosenklassen Italien die meisten Sänger und Violinspieler hervorbringt, während für Blasinstrumente weit weniger Talente in diesem Lande aufblühen.

Die vornehmste der Bekanntschaften, welche ich in Neapel machte, war die des Präsidenten des Conservatoriums, des liebenswürdigen Greises Paisiello. Obschon wir ihn, der des Glückes und der Mächtigen Gunst und Ungunst in vollem Maaße erfahren, leidend und kränklich fanden, so hinderte dieß doch nicht den berühmten Mann, uns freundlich zu empfan-

gen, und uns, während wir die herrlichen Weine, die unter Neapels südlicher Zone gereift waren, kosteten, er aber Wasser trank, manches Anziehende aus seinem Leben zu erzählen. Mit Vorliebe sprach er von seiner Stellung in Paris, wo er als Direktor der kaiserlichen Kapelle einen Gehalt von 36000 Franken bezog und eine Hofequipage zur Verfügung hatte. Dennoch rühmte er sich, zu Napoleon gesagt zu haben, er wolle lieber in Italien zu Fuße gehen, als in Frankreich fahren. Künstlerbizarrerie, die vielleicht mehr in einer gewissen Eitelkeit, als in warmer Vaterlandsliebe wurzelte. Der ausgezeichnete, große Componist, am Instrument immer noch rüstig und von des Schaffens heiliger Gluth beseelt, erfreute uns mit freien Phantasien am Clavier, die immer das eigenthümliche Gepräge seiner Meisterschaft trugen. Doch noch anziehender waren die Mittheilungen aus seinem bewegten Leben. Und ist nicht fast jedes wahrhafte Künstlerleben ein bewegtes? Nicht die engern oder weitern Kreise, in denen es seine Bahn um die Sonne der Kunst durchzieht, verleihen ihm die größere oder mindere Wichtigkeit, sondern die vielfachen Schicksalsfäden, welche die concentrischen Lebenskreise kreuzen, oft scheinbar unauflöslich sich in ihnen verwirren, und am Ende doch zu Tönen voll Klarheit verklingen. —

Der Vesuv spie und donnerte nicht mehr; nur leichte graue Dampfwölkchen zogen, wie wetterkündende Nebel, um seinen Gipfel. Ein, schöne und günstige Witterung verheißender Tag ward ausersehen, den merkwürdigen Berg zu besteigen. Unsre Gesellschaft war zahlreich; der Gönner, seine drei Zöglinge, der Gastfreund mit seiner Tochter, ein Theil seiner männlichen Dienerschaft und die unsre nebst einigen als Lastträger gemietheten Lazzaronis bildeten wir mit zwei Wagen, mehreren Mauleseln und drei Sänften für die zwei Damen einen recht hübschen Caravanenzug. Wir brachen gegen Mitternacht mit Laternen und Fackeln, wohlversehen mit Proviant und in der glücklichsten Stimmung auf, und nahten dem Zaubergebiete des Feuerberges. Bald genug zogen wir über erstarrten Lavaströmen hin, bald genug war an einen Gebrauch der Wagen nicht weiter zu denken.

Die Beschwerlichkeiten einer Besteigung des Vesuvs, das Sinken des Fußes bei jedem Schritt in Bimssteingerölle, Schlacken und heiße vulkanische Asche — es ist oft beschrieben, ich will es nicht wiederholen. Als wir nun droben standen in der Brandwüste, als rings über grünenden Rebenhöhen die Welt der Zerstörung, zum Theil frischer Vernichtung ausgebreitet lag, da faßte ein wunderbares Grauen und Erban-

gen die menschliche Seele. Aber zu der Zagenden, ihre Nichtigkeit fühlenden spricht wieder tröstend und aufrichtend dieselbe Macht, die hier ihr Gewand des Schreckens vor Augen legte, die Natur, durch die herrliche Aussicht auf das Meer mit seinen Inseln, auf die Bucht von Neapel mit ihren umfangenden Bergesmauern, alles in der Grüne und Frische südlicher Vegetation, auf die reichen Rebenpflanzungen am Vesuv, am Monte Somma und Monte nuovo; das alles im Gold eines rein aufglühenden Morgens betrachtet, ist von überwältigender, zauberischer Wirkung auf Geist und Sinne. Ich belud mich mehr als nöthig, mit den verschiedenartigsten Stücken Lava, von denen ich doch gar wenige für die erinnernde Betrachtung der spätern Jahre aufzubewahren vermochte.

Ueber Resina setzten wir den ebenso lohn- als lehrreichen Excurs auch nach Pompeji fort, dieser zum Theil aus dem langjährigen Aschengrabe erstandenen Stadt, deren Anblick auf das Gemüth einen tiefen und wunderbaren Eindruck macht. Sie vergegenwärtigt das eigentliche Leben der Alten, ohne doch im Gegensatz zu dem unsrigen dieses Leben sonderlich beneidenswerth erscheinen zu lassen, obschon vieles Aufgefundene in Tempeln, Arenen und Privathäusern von Reichthum, Kunstliebe und Bequemlichkeitssinn zeugt. Die Straßen sind sehr eng,

die Häuser meist sehr klein, die Zimmerräume oft aller Fenster ganz entbehrend. Dennoch bereichert der Anblick des alten Pompeji auch den Geist des Nicht-Archäologen erstaunlich, eine neue Welt der Ideen wird durch solche Anschauung erschlossen. Zu tiefem Ernst gestimmt, verläßt man die Stätte, wo ein grauser Unglückstag mit jäh einbrechender Vernichtung das in voller Beschäftigung sich rührig bewegende Leben überfiel. Eruptionen des Berges waren die Bewohner, die ihre Stadt in seine Nähe, und auf erstarrte Lava gebaut hatten, gewiß schon gewohnt, aber sie ahneten nicht, was ihnen drohte. Viele Skelette wurden ja gefunden, deren Lage oder Stellung zeigte, wie sie nur erst, des unermeßlichen Unglücks sich bewußt werdend, nach werthvollem Gut, es zu retten, gegriffen, während sie schon unrettbar dem Untergang geweiht waren. Die Phantasie schaudert, denkt sie sich endlos vom Himmel herabstürzenden heißen Aschenregen, der über Hütten und Häusern zu Bergen wächst, und mit Erstickungsdämpfen alle Räume und alle Ritzen erfüllt, wobei die in die kühlsten Keller Geflüchteten nur Lebendigbegrabene werden, und, sich vielleicht einige Stunden lang ihres Elends mit Grausen bewußt, weit bejammernswerther, als jene, deren Lebenslicht die finstre Todesnacht urplötzlich überhüllte. —

Unser ferneres Verweilen in Neapel galt seinen Museen, seinen zahlreichen übrigen Kunstanstalten, und mancher frohen Stunde auf der reizend gelegenen Villa des Gastfreundes. Hier erschloß sich das Herz der wonneathmenden Natur mit vollem dankbaren Frohgefühl. Hier wiederholte mir Mirandolina die Schwüre ihrer ewigen Liebe und Treue, deren Ewigkeit ich, einem grausamen Verrath erliegend, bald inne werden sollte.

Die Reise vollends, gemeinschaftliche Neigung und fortgesetzte gemeinschaftliche Uebung unsrer schönen Kunst hatte mir des Herrn von Pignatelli ganzes Gemüth noch mehr gewonnen und zugewandt, und ich durfte mich den seligsten, schönsten Lebenshoffnungen überlassen. Ich war in die Jahre getreten, wo der irre Schiffer gern nach dem Pharus blickt, welcher nach mancher sturmvollen Fahrt die Stätte des schirmenden Hafens anzeigt.

Drittes Kapitel.

Wälsche Perfidie.

Wir waren wieder in Livorno, und es setzte sich das angenehme, zwischen Arbeit und Genuß getheilte Leben im Hause des großmüthigen Gönners fort. Aber auch Herr Lorgiér fand sich wieder ein, und obgleich sein Benehmen gegen mich freundlicher geworden war, so war doch seine innere Abneigung nicht vermindert worden. Er legte immer offener die Absicht an den Tag mich von Mirandolina zu entfernen, und durch den Besitz von Bianka mich zu entschädigen. Er stellte mir vor, indem er meine ihm wohlbekannte Neigung zu Mirandolina ganz ignorirte, daß dieses anmuthige und liebenswürdige Mädchen, Bianka, sehr vermögend sei, daß für mich nichts wünschenswerther sein könne, als im Schooße ruhigen Glückes ganz meiner Kunst, der er volle Anerkennung zollte, zu leben, und daß es Herrn von Pignatelli und allen meinen Freunden äußerst lieb und erfreulich sein werde, wenn ich mich

für die Dauer in Livorno durch so süße Bande halten ließ.

Alle diese Locktöne klangen mir nicht fremd. Ich wollte ja bleiben, wollte mich halten lassen, wollte im Schooße ruhigen Glücks sorgenlos nur der Kunst und der Liebe leben, aber nicht gerade nach dem Sinn dieses Scheinfreundes. An Mirandolinens Seite wollte ich das alles, und die Holde theilte meine Wünsche und Hoffnungen. Doch grausam sollten diese zertrümmert werden.

Bei einer wiederholten Zusammenkunft sprach Lorgiér, mein böser Dämon, von einer Lustpartie, die er mit mehrern Bekannten veranstaltet habe, und lud mich dringend zur Theilnahme ein. Es sollte ein ganzer Tag in einer reizend am Meeresufer gelegenen Villa in der Nähe eines, nur stundenweit entlegen Vergnügungsortes verlebt, und Abends zurückgefahren werden. Ich ließ mich überreden, diese Lustpartie mitzumachen. Das Vergnügen, welches ich mir versprach, glich der Flamme, in das die Mücke sich unbesonnen stürzt. Kein guter Engel warnte mich. Am andern Morgen verfügte ich mich zur Wohnung des Herrn Lorgiér, und um sieben Uhr fuhr die Gesellschaft junger lebensfroher Männer in zwei Wagen nach dem Lustort hin. Dieser hatte in der That eine reizende Lage, mehrere prachtvoll auf-

geführte Landhäuser lagen zwischen blühenden Gärten hingestreut, überall hingen schon reife Trauben an den Rebenpflanzungen, und die Bäume des Südens boten würzige Blüthen und labende Goldfrucht zugleich. Der Tag war ein Festtag, und der Ort volkbelebt; es fand sich viele Gesellschaft aus Pisa, und auch eine Menge Knaben und Männer, welche sich den ankommenden Gästen zu Führern nach dem und jenen schönen Aussichtpunkt, oder zu andern Diensten antrugen.

Unter den Flügeln heitrer Geselligkeit schwand der schöne Tag rasch dahin. Wir speisten zu wiederholten Malen vortrefflich und der trefflichste Wein ward nicht gespart. Es war gegen sechs Uhr Abends, als Herr Lorgiér zu mir sagte: Ich habe noch ein kleines Geschäft bei einem Kaufmann, der seine eine halbe Stunde von hier entlegne Villa bewohnt, abzumachen. Haben Sie die Güte, bis zu meiner Rückkunft hier zu verweilen, und erwarten Sie mich dann auf der Bellevue, wo ich Sie mit dem Wagen, da ich dort vorbeifahren werde, abholen will, dann fahren wir nach Hause. In einer guten Stunde denke ich dort zu sein, denn mein Geschäft ist rasch abgemacht. Ich konnte nichts einwenden, fand auch keinen Grund zu irgend einem Einwand, und ließ es mir in der Gesellschaft der Gefährten

recht gern und recht wohl gefallen. Es wurde noch tüchtig den Flaschen zugesprochen, und ich erhob mich nach Verlauf einer Stunde mit dem Bewußtsein, des Guten etwas zu viel gethan zu haben. Doch hoffte ich von der frischen Abendluft Abkühlung, und ging unbemerkt von der Gesellschaft. Sogleich trat mir einer jener zudringlichen Commissionaire entgegen und redete mich an: Sie wünschen zur Bellevue, mein Herr? Ich werde die Ehre haben, Sie dahin zu führen, wie Herr Lorgiér mir aufgetragen.

Diese Aufmerksamkeit war mir schmeichelhaft, und da ich leicht hätte den Ort verfehlen, oder die Stunde versäumen können, so war es mir sogar lieb, daß Jemand vorhanden war, der meine Schritte leitete. Wir hatten vielleicht zehn Minuten zu gehen, welche mein Führer mit Geschwätz ausfüllte, das den Garten prieß, welchen ich sehen werde, das Haus, welches man die Bellevue nenne, und endlich die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Dame und ihrer Töchter, die dasselbe bewohnten. Bald betraten wir einen in der That recht geschmackvoll angelegten Garten, an dessen Ende auf einem Hügel ein stattliches Haus stand. Ich gab dem Führer eine Belohnung, er entfernte sich, indem er mir mit schlauem Lächeln recht viel Vergnügen wünschte, und ich sah mich von einer Frau empfangen, die noch in den

besten Jahren, dabei sehr vornehm gekleidet war, und mich mit einem gewissen feierlichen Anstand empfing, so daß ich in Zweifel gerieth, ob ich auch am rechten Ort sei, denn ich hatte zu fragen vergessen, ob diese sogenannte Bellevue ein Gast- oder ein Privathaus sei, das vielleicht einer den Herrn Lorgiér befreundeten Familie gehöre. Ich stotterte daher einige verlegenen Redensarten, und sagte, indem ich um Entschuldigung bat, wenn ich störe, oder am unrechten Ort sei, daß ein Freund, Herr Kaufmann Lorgiér, mich hierher bestellt, um mich hier abzurufen.

„Sie sind ganz am rechten Ort, mein Herr," erwiderte die freundliche Dame, indem sie mich in ein sehr geschmackvoll möblirtes Zimmer treten ließ. „Herr Lorgiér ist ein Vetter von uns, und wird wohl bald kommen. Verweilen Sie hier, und sagen Sie mir, womit wir Ihnen dienen können."

Ich wollte für alles danken, allein die Frau drang in mich, frei zu sagen, was ich befehle, so daß ich um eine Tasse Kaffe bat. „Ich werde Ihnen meine Töchter zur Unterhaltung senden, und alles Uebrige besorgen!" sprach die Frau, indem sie mich allein ließ. Ich dachte nicht viel, denn der Kopf war mir schwer; da ging die Thür auf, und es traten mit sittsamen Anstand zwei schöne Mädchen in das Zimmer, die mich sehr artig begrüßten, und

das Gespräch sogleich auf ihren Cousin, Herr Lorgiér, lenkten, so daß ich ein Thema hatte, zu sprechen. Unsre Unterhaltung wurde lebhaft und angenehm; die jungen Damen zeigten Geist und Gracie, Sittsamkeit und Schalkhaftigkeit in schönster Vermählung. Der Kaffee kam, aber Herr Lorgiér kam nicht. Es verging eine Stunde, noch eine. Ich wurde unruhig über des Freundes Ausbleiben, aber Mutter und Töchter bemühten sich, mich zu beruhigen, indem sie sagten, daß Lorgiér seinen Freund wahrscheinlich nicht angetroffen, daß dieser vielleicht zū Besuch in einem noch entlegenern Landhaus und jener auch dorthin gefahren sein könne, oder auch, daß man meinen Freund nicht so schnell, als er gewollt, fortgelassen habe, und daß er jedenfalls noch kommen werde. Ich ließ mich gern bereden, befand ich mich doch in recht angenehmer Gesellschaft, und scherzte und plauderte wieder eine Stunde hin. Es war dunkel geworden, und der Himmel hatte sein strahlendes Sternengewand angethan. Ich sagte, daß mir das Ausbleiben des Herrn Lorgiér unerklärlich sei, und ich nun den Weg nach der Stadt zu Fuße antreten wolle. Diesem Vorsatz wurde allseitig widersprochen. Es sei nicht das erste Mal, daß mein Freund, der Vetter und Cousin, von jenem Landhaus erst um Mitternacht herübergekommen wäre. Ich solle jedenfalls da

bleiben, und wenn ich mich müde fühle, lieber ein wenig auf dem Kanapee schlummern, auch wurde mir in einem anstoßenden Kabinet ein Bette zur Disposition gestellt. Ich äußerte mich für so viele Freundlichkeit und Gastlichkeit sehr dankbar, und nahm, da ich mich in der That müde und schläfrig fühlte, es nicht ungern an, daß die Damen sich entfernten. Da ich glaubte, daß Lorgiér nun gewiß bald kommen werde, so drückte ich mich in die Sophaecke, ließ das Licht brennen, und schlief äußerst bald und in Folge des vielgetrunkenen Weines sehr fest ein.

Als ich erwachte, war das Licht tief herabgebrannt, meine Uhr stand still, weil ich sie aufzuziehen vergessen hatte, und ein Frostschauer befiel mich, denn die Nacht war sehr kühl. Um und um herrschte tiefe Stille. Ernüchtert, dachte ich an das Seltsame und Eigenthümliche meiner Situation, doch da an dieser nun einmal nichts zu ändern war, so verließ ich das Kanapee, kroch in das, gegen die Nachtkühle doch mehr Schutz gewährende Bett, trank ein Glas Wasser, und löschte das Licht aus, worauf ich sehr bald wieder einschlief, um erst am hellen Morgen nach einem äußerst fatalen Traume zu erwachen. Dieser Traum hatte mich auf den überhängenden Thurm zu Pisa geführt, auf dessen Schnekkentreppe ich rastlos umherlief, auf und ab, wie eine

Meise in einem Schneckenbauer. Immer war es Mirandolina, die vor mir her schlüpfte, aber immer sah ich nur ihr flatterndes Gewand, das stets hinter der Biegung entschwand. Dann war Herr Lorgiér gekommen, hatte mich mit Hülfe des Commissionairs an einen Strick gebunden, und machte sich das grausame Vergnügen, mich von oben am Ueberhang des Thurmes hinabzulassen, einmal, um mit mir, wie mit einem Bleiloth die Größe des Ueberhanges zu messen, hauptsächlich aber, um seinen Freunden die Lehre von der Geschwindigkeit des Falles zu demonstriren. Ich konnte genau berechnen, daß ich vom Thurmgipfel herab bis zur Hälfte des ersten Stockwerks eine Secunde lang fiel, von da bis zu Ende des zweiten Stockes wieder eine Sekunde, und in der nächsten Sekunde bis zur Mitte des fünften, wo der todesängstliche Gedanke der Zerschmetterung am Boden mich übermannte. Da reichte glücklicherweise der Strick nicht ganz herab, weil er aber nicht ganz herabreichte, und oben am Gipfel befestigt war, so that er einen furchtbaren Zuck und Ruck, von dem ich erwachte. Ich sprang sogleich vom Bette, öffnete ein Fenster, in das der Strahl der Sommermorgensonne belebend fiel, und verwünschte die nachwirkende Kraft des Weines, die mir einen so seltsamen und ängstigenden Traum, und jetzt heftigen Kopfschmerz erregte.

Als ich mich hörbar machte, trat eine allerliebste Grisette in der Tracht italienischer Landmädchen ein, und fragte nach meinen Befehlen. Ich befahl nicht, sondern bat, mir zu sagen, ob Herr Lorgiér noch gekommen sei? Zu meinem nicht geringen Erstaunen vernahm ich, daß dieß nicht der Fall. Das Mädchen entfernte sich, um mit dem Kaffee zurückzukehren und bald darauf trat die Dame des Hauses ein, freundlich guten Morgen bietend, und sich erkundigend, wie ich geschlafen. Es wäre unartig gewesen, der gastlichen Frau gegenüber nicht möglichste Zufriedenheit und Heiterkeit an den Tag zu legen. Ich äußerte den Wunsch, in ihrer und ihrer liebenswürdigen Töchter Gesellschaft zu frühstücken, und sah diesen sofort erfüllt. In allerliebstkleidenden, doch sittigen Morgenanzügen erscheinend, kamen die rosigen Kinder und der Trank der levantischen Bohnen mundete noch einmal so gut. Natürlich wurden nochmals Fragen meiner Besorgniß laut, die allstimmig durch die Vermuthung beseitigt wurden, es müsse Herrn Lorgiér etwas sehr Wichtiges und Außergewöhnliches begegnet sein, daß er nicht gekommen, denn noch jedesmal, so oft er die Nachbarschaft besucht, habe er auch auf der Bellevue eingesprochen.

Dem Kaffeefrühstück folgte nach südlicher Landessitte sogleich ein Gericht appetitlicher gebratner

Würstchen und ein Glas starkes Bier, welches einen angenehmen Kontrast zum Kaffee bildete, und auf mich restaurirende Wirkung zu machen, nicht verfehlte. Sodann wurde mit einem kleinen Gläschen ächten feurigen Cypriers geschlossen.

Da ich nun keinen Grund fand, länger auf den saumseligen Freund zu warten, vielmehr voraussetzen mußte, daß er durch irgend Etwas veranlaßt worden sei, ohne mich nach Livorno zurückzukehren, so schickte ich mich zum Aufbruch an, und gerieth in eine neue Verlegenheit, denn ich wußte durchaus nicht, ob ich nun nach meiner Schuld fragen, oder blos dankend scheiden sollte. Ich suchte so fein als möglich, diese Ungewißheit anzudeuten, und empfing die Weisung, daß von einer Bezahlung keine Rede sein könne, da ich ja nichts genossen, und das Haus kein Gasthaus sei, daß vielmehe Herr Lorgiér ein intimer Freund und Verwandter des Hauses, und man sich eine Ehre daraus gemacht, mich zu gasten. Die jungen Mädchen schienen große Lust zu haben, einen Morgenspatziergang zu machen, und legten mir das Aussprechen des Wunsches möglichst nahe, mich als holde Wegweiserinnen eine Strecke zu begleiten, der mit meinen eignen Wünschen ja ganz im Einklang stand. Ich harrte nun noch, bis die Toilette gemacht war, die nicht feiner und gewählter sein

konnte, und prieß mich glücklich, an der Seite zweier schönen und gebildeten jungen Damen von Stande eine Morgenpromenade unter dem herrlichen heitern Himmel Italiens, durch die lachenden Ebenen zu machen. Unter allerlei Gesprächen wurde der Weg unmerklich schnell zurückgelegt, und ich sah mich, ehe ich es selbst glaubte, mit meinen zutraulich und herzlich plaudernden Begleiterinnen bei Livorno angelangt. Es wäre ungalant gewesen, die Damen zurückgehen zu lassen, ohne ihnen eine Erfrischung anzubieten, auch sagten sie, daß sie, einmal in der Stadt, einige Einkäufe bei einem Schweizerkonditor machen wollten, den sie mir nannten. Ich kannte diesen gar wohl, denn er wohnte dem Hause des Herrn von Pignatelli gegenüber, ich besuchte ihn, fast täglich, und er betrieb die beste Chokoladenfabrik in ganz Livorno. Dem Laden dieses Mannes steuerte ich wohlgemuth und ohne Arg zu, und warf dabei sehnsüchtige Blicke hinauf nach den Fenstern, wo mein Gönner und mein ganzes Glück wohnte. Es war die Frühstücksstunde, die der Vater bei den Töchtern und der Nichte zubrachte, und ich erblickte in der That ihn und Mirandolina am Fenster; hinter ihm im Schatten stand noch Jemand, den ich nicht erkennen konnte. Pignatellis Blick richtete sich streng auf mich, er sah durch die Lorgnette; das Fenster

stand offen. Die Neugierde, zu sehen, wer die Damen wären, mit denen ich ging, war wohl verzeihlich; ich freute mich schon darauf, die Freundinnen seines Freundes, die nach ihrer Versicherung mit der Familie Pignatelli gar wohl bekannt waren, dort einzuführen, nur hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß ich dieß nicht so sehr bald thun möge.

Eben als ich zu verbindlichem Gruß den Hut zog, und mich tief verneigte, mußte ich sehen, daß Herr von Pignatelli die Hand seiner Tochter ergriff, und sie vom Fenster rasch hinwegführte, nachdem er dieses mit Heftigkeit zugeworfen. Ich erschrak, ich war über diese plötzliche Unfreundlichkeit betroffen. Zürnte mein Gönner, daß ich gestern Abend nicht zurückgekehrt? zürnte er, daß ich mit diesen jungen Damen ging, oder hing sein plötzliches Verlassen des Fensters gar nicht mit meinem Erscheinen zusammen?

Mit gestörten Gefühlen, doch mit möglichster Fassung ließ ich meine Begleiterinnen bei den Schweizerconditor eintreten, wo ich Chocolate und Confect bestellte. Durch die Scheiben sah ich, daß so eben Herr Lorgiér Pignatellis Haus verließ.

Wir saßen, wieder unbefangen plaudernd, und Chocolate schlürfend in dem kühlen Büffetcabinetchen des Schweitzers, als ein Morgengast hereintrat, ein

wohlbekannter, derselbe Musiker, und zweite Hornist beim Theater, mit dem ich die unfreiwillige Wasserfahrt nach Corsika und Genua gemacht, derselbe, dessen Onkel dort uns so gütig behandelt. Er redete mich traulich an, wie einen alten Bekannten, und machte mir einige Vorwürfe darüber, daß ich mich von ihm und seinen Kollegen zurückgezogen, daß ich alte Freunde über den neugewonnenen, vornehmen, vernachlässige, welche Redensarten ich mit meiner Abwesenheit von Livorno und der Reise nach Neapel entschuldigte. Diese Vertraulichkeit gegen mich konnte mich nicht befremden, allein wie ward mir, als der junge Mann sich nicht minder vertraulich an meine Begleiterinnen wandte, und Worte an sie richtete, die niederzuschreiben ich erröthen müßte. Ich brauchte das aromdurchduftete Eis nicht, das der Conditor jetzt auftrug, ich war wie mit Eis übergossen, und die Wahrheit dämmerte mir nicht, sie brach mir mit so plötzlicher blendender Helle an, daß mir die Augen übergingen.

So abgekühlt, schickte ich mich zum raschen Aufbruch an, indem ich meinen Begleiterinnen sagte: „Sie entschuldigen mich, meine Damen, daß ich Sie jetzt in Gesellschaft dieses meines guten Bekannten, der, wie ich sehe, auch der Ihrige ist, lasse. Thun Sie sich keinen Zwang an. A Dio!“ — Ein

freches Hohngelächter schallte mir nach. Mit pochendem Herzen eilte ich in das Haus meines Gönners hinüber, ihm mein Abenteuer zu erzählen, ihn aufzuklären. Er war nicht zu sprechen. Ich wollte zu den jungen Damen, wollte die gewohnte Musikübung mit ihnen halten; der Vater hatte dieses untersagt.

Ich ging auf mein Zimmer, empört darüber, daß ein Verdacht mich so schonunglos richte, und schrieb einige Zeilen an Herrn von Pignatelli, die ihn um Gehör baten, mich vor ihm zu rechtfertigen. Mein Billet ward uneröffnet durch den Diener zurückgebracht, begleitet von einem des Hausherrn und einer Geldrolle. Ich las zitternd:

Mein Herr!

Sie haben die schöne Stelle in meinem Herzen, die Ihnen die Rechte des Freundes einräumte, und Ihnen sogar die Rechte des Sohnes einräumen wollte, freventlich besudelt, so daß wir für immer getrennt sind. Sie verlassen mein Haus noch heute, das Beifolgende möge Sie für den materiellen Verlust entschädigen, und meine Schuld für Ihren Unterricht decken. Wenn nicht mir, so hätten Sie doch meiner schuldlosen Tochter den erniedrigenden Anblick scandalöser öffentlicher Production mit den verrufensten Curtisanen ersparen sollen. P.

Das war zu stark und zu viel. Ich war bis

zu einer Ohnmacht erschüttert, und brütete dumpf und rathlos an meinem Tisch vor mich hin; die Geldrolle warf ich auf den Boden, daß sie borst, und die Stücke in der ganzen Stube umherrollten.

Jetzt kam mit lachendem Gesicht der junge Musiker zu mir, er hatte mit den beiden Mädchen Champagner getrunken und sich sehr belustigt. Er wollte sich krank lachen über meinen Zorn, und wenig fehlte, so hätte ich ihn zur Thüre hinausgeworfen. Mein heftigster Grimm entflammte jetzt gegen Lorgiér; ich durchschaute das ganze verrätherische Spiel, das mit mir getrieben worden. Es war ein angelegter, teuflischer Plan, auf mein Verderben abgesehen. Ich mußte in ein, mir, dem Fremdling unbekanntes, verrufenes Haus gebracht werden, dessen feile Bewohnerinnen aber mußten den Schein des Anstandes erheucheln, damit ich ihre ungesucht sich darbietende Begleitung zur Stadt annehme, sie mußten vorgeben Einkäufe bei jenem Schweizer, der dem Herrn von Pignatelli gegenüber wohnte, machen zu wollen, damit er, der sittenstrenge Mann, mich mit ihnen dort hineingehen sähe, und daß dieß geschehe, war Herr Lorgiér schon zeitig bei ihm, da er ihn einer vorhabenden Reise halber in Geschäftssachen noch eilig zu sprechen hatte; aller Eile ungeachtet aber nahm er die Einladung an, zum Frühstück zu bleiben, und

lauerte am Fenster auf mich, wie der Tiger auf seine Beute. Nein, nicht wie ein Tiger, denn dieser stürzt sich doch persönlich auf sein Opfer, nein, für solchen Teufelssinn in der Menschenseele giebt es in der Thierwelt kein Beispiel. Ganz wüthend schrieb ich ihm einen furchtbaren Schmähbrief und forderte ihn auf Pistolen. Der Musiker trug das Billet von dannen. Ehe ich in der trüben Einsamkeit, in der ich, ein aus dem Himmel Gefallener, jetzt versenkt saß, Antwort empfing, kam ein Diener jenes weiblichen Erziehungsinstituts, an welchem ich bisher immer noch Unterricht ertheilt, und diesen jetzt, nach meiner Rückkehr, wieder beginnen wollte, und gab einen Brief der Vorsteherin an mich ab.

Dieser Brief enthielt die dürren Worte:

„Wir bedauern recht sehr, Ihnen sagen zu müssen, daß die Ehre und der gute Ruf unsrer Anstalt nicht gestatten, daß ein Mann dieselbe als Lehrer und überhaupt betrete, der sich solche Gesellschaft zu öffentlichem Umgang erwählt, wie wir heute mit eignen Augen und gerechtem Erstaunen von Ihnen wahrgenommen.“

Ich war in aller Einfalt und Unschuld heute auch an dem Erziehungshause mit meinen Begleiterinnen vorbeipromenirt.

„Erst diesen Schurken den Hals gebrochen, dann

fort! Fort aus dem Lande der Tücke und Falschheit, der Bosheit und Leichtgläubigkeit!“ rief ich, und überdachte, was mir zu ordnen obliege.

Es nahten Tritte, Lorgiérs Bruder trat zu mir ein. Er hatte meinen Brief empfangen und gelesen. Ich glaubte, er wolle den Vermittler spielen und empfing ihn mit dem finstersten Ernst.

„Sie sind mit Recht entrüstet über einen Ihnen gespielten Streich!“ begann er, und „Bubenstreich!“ corrigirte ich seine Rede. „Allein mit Unrecht beschuldigen Sie meinen Bruder, der sich eben so gut zu rechtfertigen als Ihre beleidigenden Vorwürfe entschieden zurückzuweisen wissen würde, hätte er nicht so eben eine Reise angetreten.“

Ich lachte bitter, und sagte: „So ist es recht! Schurkenstreich zu Schurkenstreich! Erst mich in das Verderben gestürzt, mich um mein Glück, das mir hier so hold lächelte, bübisch bestohlen, und nun feig die geforderte Satisfaction verweigert, und eine Reise vorgeschoben. Aber ich werde die Rückkunft von dieser Reise abwarten, ich werde, mein Herr, und sollte ich, wenn meine Mittel aufgezehrt sind, als nackter Bettler laurend im Hafen liegen. Warum war gestern noch keine Rede von einer Reise, die heute angetreten werden mußte?“

„„Hielte ich es nicht für nöthig, die Ehre meines Bruders gegen Ihren schändlichen Verdacht zu rechtfertigen, so würde ich kein Wort an Sie verlieren, mein Herr!““ erwiderte der ältere Lorgiér. „Das Geschäft, weshalb mein Bruder Sie gestern verließ, hatte die heutige Reise zur Folge. Sie wissen wohl nicht, daß oft durch rasches Handeln bei einem Kaufmann große Summen gerettet und gewonnen werden können! Mein Bruder war übrigens zu rechter Zeit an den Ihnen bezeichneten Platz, und Sie fehlten, wie er mir heute sagte. Er wartete eine ihm jetzt sehr kostbare halbe Stunde mit Wagen und Pferden auf Sie, und glaubte, da Sie nicht kamen, auch Niemand Sie gesehen haben wollte, Sie seien mit uns oder mit andrer Gesellschaft zurückgefahren, oder ruhten vielleicht aus. Er hat die ganze Nacht im Bureau gearbeitet, und ist heute noch zu Herrn von Pignatelli geeilt, sich nach Ihnen, und ob Sie zurück seien, zu erkundigen, da er hörte, daß Sie mit uns nicht gefahren.“

„Ich danke für die zärtliche Besorgniß Ihres Herrn Bruders!“ spottete ich giftig. „Ihr Mährlein klingt so plausibel, daß ein Dummkopf es glauben könnte. Warum wurde ich nicht zum richtigen Ort geführt? Warum wartete der Commissionair auf mich, und wußte schon vorher, wohin ich mich

begeben wolle? Warum war man in jenem Hause, in das ich gelockt wurde, auf meine Ankunft vorbereitet? Warum anders spielte man dort die Angenehmen, Sittsamen und Anständigen, als damit ich dort übernachten, und heute die schöne Begleitung annehmen sollte, die mich nun in den Augen meiner Freunde und Gönner brandmarkt? O ich durchschaue ganz die Infamie dieses elenden, dem schnödesten Eigennutz und der raffinirtesten Bosheit entsprungenen Schurkenstreichs!"

„Ich schwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß mein Bruder eines solchen nicht fähig ist!" betheuerte Herr Lorgiér. Die ganze Schuld trägt der Commissionair, der vielleicht die Bestellung zur Bellevue erlauert hatte. Diese zudringliche und verdorbene Menschenklasse steht ja fast überall im Solde des Lasters, und jener Mann, der in Ihnen sogleich den Fremden erkannte, der wohl auch wahrnahm, daß Sie in leichter Exaltation waren, führte Sie in das, dem Ort, wohin mein Bruder Sie bestellt hatte, nahe gelegene Haus. Daß man sich dort nicht unanständig und zudringlich gegen Sie benahm, ist Folge strenger polizeilicher Vorschrift, auch gehört jenes Haus in die Kategorie der höchsten Sphäre der Prostitution, welche die Flecken der Schande mit Goldflittern des Scheins zudeckt."

„Alles Uebrige,“ fuhr Lorgiér fort: „was noch erfolgte, die Ihnen halb aufgedrungene halb gern von Ihnen angenommene Begleitung der Phrynen zur Stadt ist Zufall, nicht Absicht gewesen. Und nun kein Wort mehr, mein Herr, weder der Anklage, noch der Vertheidigung. Widerrufen Sie Ihre ehrenrührigen Beschuldigungen meines Bruders, oder ich werde an seiner Stelle bereit sein, Kugeln mit Ihnen zu wechseln.“

„Herr Lorgiér!“ nahm ich hierauf das Wort: „ich halte Sie für einen Ehrenmann. Sie sind von der Unschuld Ihres Herrn Bruders überzeugt, ich kann es nicht sein. Schuldig oder nicht schuldig, mein Glück ist gemordet, ist frevelhaft in den Staub getreten, man hat mich um Ehre und Achtung derer bestohlen, von denen mein Glück abhing. Ich verlasse Livorno, thun Sie mir nur die eine Liebe, und klären Sie Herrn von Pignatelli über den Zusammenhang auf, auf daß dieser herrliche Mann in mir nicht einen Elenden sehe, der des ihm zugedachten Glückes sich unwürdig zeigte.“

Dieß versprach der Bruder meines Feindes. Ich kenne die Art und Weise nicht, in welcher er Wort hielt, wahrscheinlich war sie nicht überzeugend genug, denn ich sah mich nicht, wie ich erwartet, durch einen Widerruf der heute empfangenen Zeilen von

meinem Fall aufgerichtet, sondern blieb ein Opfer des Scheins, der mich anklagte und richtete. Mein Traum traf ein, ich lernte die Lehre von der Geschwindigkeit des Falles. Ich hatte auf dem Höhengipfel meines Glücks gestanden, der neigte sich, wie der Thurm von Pisa, und ich stürzte in den Abgrund des Leidens und der Verzweiflung.

Weinend packte ich meine Sachen, meine Instrumente, deren ich manche werthvolle besaß, und eine Menge zu Schmuck und Belehrung allmählig, und zumal auf der letzten Reise, Angesammeltes, in Kisten und Kästen, ließ alles in ein Gasthaus schaffen, und verließ mit bittern Kummer ein Haus, aus dem mich ohne meine Schuld ein Dämon trieb, und in dem es mir so heimathlich wohl geworden war, wie noch nirgendwo in den vielen Orten, wo meine Lebensbarke rastete.

Wieder war ein Act ausgespielt, und der arme Acteur, dem Herz und Brust schmerzte, fand noch nicht die ersehnte Ruhe, welche das letzte Fallen der Gardine vergönnt.

Ich eilte nach Florenz, um Giorgetti aufzusuchen, ihm mein Leid zu klagen, und ihn zu fragen, ob er vielleicht noch Lust habe, mit mir zu reisen! Er hatte seine Vaterstadt verlassen, und eine neue seiner vielen unstäten Künstlerbahnen betreten, ohne mir

Nachricht davon zu geben, da er von mir selbst wußte, daß ich fest entschlossen sei, in Livorno zu bleiben, und in dieser Stadt mir den häuslichen Herd zu gründen.

Die trübste Melancholie kam über mich. Alle marternden Gedanken verfehlten Daseins, alle Vorwürfe und Selbstanklagen des Leichtsinns, der Unbedachtsamkeit, das; „durchbohrende Gefühl meines Nichts."

Ich ging nach Livorno zurück und irrte, wie ein Schatten, im Getümmel des Welthafens, sah die Flaggen und Wimpel der Schiffe aller Nationen, und wünschte mich in die Wasserwüste des Ozeans, auf eine einsame Insel. Die ganze Menschheit erschien mir hassenswerth, denn was war sie anders, wenn selbst die Guten und Einsichtvollen nach dem Schein richteten, wenn die Lüge triumphirte, und Unschuldige nach Gelüst und Gefallen in das Verderben stürzte?

Gott sei Lob! Die Welt ist nicht so schwarz, als meine Mysantropie sie sah, als mancher andre schwarzgallige Eiferer sie schildert, der mit salbungsvollem Bombast gegen ihr Verderben und ihre Sündhaftigkeit donnert. Viele Menschen sind selbst besser als sie scheinen, und aus Grundsatz ist selten Einer durch und durch Bösewicht. Schlechte Erziehung,

Noth, Sklavenbande, oder Druck, der diesen ähnelt, führen gar viele erst dem Verderben zu, die vielleicht in Jugendjahren noch als fromme Kinder gläubig zum Vater beteten. Die Individuen sind es überall, nicht die Masse, welche auf alle Kreise der Gesellschaft günstiges oder nachtheiliges Licht fallen lassen; in der Regel aber wird, was Tugend und Vorzug, oder Fehler und Laster der Einzelnen ist, der Gesammtheit aufgebürdet. Das giebt dann erwünschte Themata zu Predigten über die Schlechtigkeit, Verworfenheit, Nichtsnutzigkeit der Menschheit, die vorwaltende Heuchelei, Lüge und Verstellung, den Egoismus, den falschen Prunk und was sonstige Erdenmängel mehr sind, die uns theils anhaften, theils angedichtet werden. Die Menschheit geht aber noch heute, wie vor Jahrtausenden, rein aus Gottes Hand, und ist sein hehres Ebenbild, das die modernen Pharisäer nicht ins Angesicht schmähen sollten.

Ich wurde ernstlich krank, und litt sehr an den Nerven; meine geistige Kraft war nicht energisch genug, den so plötzlichen Verlust nicht nur eines materiellen, sondern eines Seelenglücks zu ertragen. Der Arzt verordnete mir Bäder; ich brauchte sie, und wurde immer schwächer. Der Arzt rieth Veränderung des Klimas an, ich sollte in nördliche Länder gehen. Das war leicht gerathen; ging ich, so

war er den Patienten los. Ich war so tief herabgestimmt in meinem Innern, daß ich gar nicht den Wunsch empfand, ein Instrument zu berühren. Ich zehrte von meinem Erübrigten; lange konnte es nicht dauern, so mußte ich entweder auf neuen Erwerb denken, oder, wenn ich dieß nicht that, nicht thun konnte, so fiel ich dem Mangel anheim.

Ich dachte daran, nochmals nach Paris zu reisen, allein ich verwarf diesen Gedanken wieder; sollte ich den Wenigen, in deren Gedächtniß mein Andenken vielleicht noch lebte, wieder als ein musikalischer Abenteurer entgegen treten, der sich keinerlei Errungenschaft rühmen konnte, als der der Erfahrung, der bereicherten Menschenkenntniß und des Schmerzes über getäuschte Hoffnungen? Nein, das wollte ich nicht. Auch war Paris jetzt stiller als sonst, da der Herrscher fern war, um Rußland zu besiegen. Immer noch hoffte ich, Rachegedanken brütend, auf Lorgiérs Rückkunft; er sollte fallen, oder ich, allein seine Rückkehr verzögerte sich mehr und mehr.

Da traf ich eines Tages unverhofft im Hafen den Schiffskapitain aus Marseille, der sich so freundlich unsrer angenommen, als wir hülflos an der Corsischen Küste lagen. Er war Tags vorher mit seinem Schiff und neuer Ladung wieder angelangt, erschrack über mein übles Aussehen, und ließ sich

willig die Geschichte meines Unglücks und meiner Krankheit erzählen. „Was Krankheit, was Doktor, was Bäder!“ rief er aus, als ich geendigt. „Gehen Sie mit mir, ich will Sie kuriren! Burgunder ist meine Medizin, und zur Veränderung des Clima's will ich Ihnen auch verhelfen, wenn Sie diese wünschen. Wenn ich meine Ladung habe, reise ich nach Marseille zurück, dort wird ein Schiff nach den Nordseehäfen mit Waaren der Levante befrachtet, das mein Sohn fährt, und Sie machen die Reise nach Havre de Grace mit. Dorthin kommt mein Bruder mit einem Kauffahrer von Havana, mit dessen Schiff Sie wieder nach Marseille fahren können. Die Seeluft wird Ihren Nerven schon aufhelfen, und mein Sohn ist ein guter Junge, den Sie lieb gewinnen werden! Von Ihnen wird es dann abhängen, ob Sie wieder mit zurück wollen, oder ihr Lebensschiff am andern Ort vor Anker legen.“

Viertes Kapitel.

Neue Fahrt mit vollen Segeln.

Es war ein überraschendes Bild, das der wackre Kapitain mit wenigen Worten vor mir aufrollte; je mehr ich es betrachtete, desto mehr gefiel es mir wohl. Ja, was ließ ich mich hier halten von Kummer und Gram? War ich nicht frei? War nicht Bestimmung alles, was mir begegnete? Lag nicht in einer höhern Hand die Führung meines Lebens? Da nun einmal Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden konnte, da mein ehemaliger Gönner zu keiner bessern Einsicht zu gelangen schien, und ich zu stolz war, ihm diese, nachdem er mich so ungerecht verurtheilt und verstoßen, aufzudringen, so konnte ich fürwahr nichts besseres thun, als dem Orte Valet sagen, wo ich so glücklich gewesen war, und die Erinnerung an ihn so manchem andern schönen Lebenstraum zuzugesellen, der mir nicht in Erfüllung gegangen.

Daß ich es verredet, wieder zur See zu gehen,

durfte ich gegen den biedern Kapitain nicht äußern; er würde mich sonst übel verhöhnt haben, und ich selbst schämte mich jetzt jener kindischen Furcht. Wie leicht vergißt der Mensch überstandenes Ungemach. Und ist doch Keiner frei von dem gemeinsamen Menschenloose, Ungemach zu überstehen.

Nächst meinen Clarinetten besaß ich eine schöne Terz-Guitarre, eine Flöte, eine gute Violine, und eine von mir restaurirte alte Amati-Violine, zu der ich Hals, Deckel und Boden vereinzelt in Neapel aufgekauft.

Nicht ohne ein bittres und schmerzliches Gefühl im Herzen sah ich vom Bord der Thetys, so hieß der Kauffahrer, die Küste Italiens schwinden, und meine trübe melancholische Stimmung wich nicht so schnell, wie der gute Kapitain geglaubt hatte, der mich zu seinem Kostgänger machte. Ohne irgendwo anzulanden, ging die Fahrt nach Marseille, doch kamen wir an einem schönen Tage Nizza nahe genug vorbei, daß ich das Haus erkennen konnte, darin ich gewohnt hatte, und der paradisischen Gegend Grüße hinübersenden, in welcher ich glückliche Tage verlebte. Mein Loos schien im Schlußvers jenes tief gemüth- und wehmuthvollen Schubertschen Liedes ausgedrückt

Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Wo Du nicht bist, da ist Dein Glück.

In Marseille angekommen, entzog ich mich dem lebenvollen Getümmel der Hafenstadt so viel als möglich. Auch war langes Verweilen nicht vergönnt; das nach Havre de Grace bestimmte Schiff lag segelfertig; ich schied von dem wackern Kapitain mit innigem Dank und begab mich auf das Schiff seines Sohnes, das den Namen Agave führte. Der noch junge Mann war einfach in seinem Wesen, wacker und gutmüthig, und gefiel mir recht wohl. Er machte mich mit seinen Passagieren bekannt, deren nur wenige waren. Eine wohlhabende Frau kam mit ihren Kindern, zwei schönen muntern Mädchen und einem Sohn von siebenzehn Jahren aus Amerika, um in der Vaterstadt ihres verstorbenen Mannes, in Havre, sich zu domiciliren. Sie hatten alles Eigenthum in Amerika verkauft, und bereits an dem Ort ihrer neuen Bestimmung ein Haus kaufen und wohnlich einrichten lassen. Ihr Mann war Kaufmann, hatte selbst ein Schiff besessen, und war nach Europa gereist, um sich und den Seinigen den Herd in der Heimath zu gründen, nachdem das Glück in Amerika ihm wohlgewollt, aber er sah Jene nicht wieder, eine schnelle Krankheit raffte ihn weg. Dieß alles erfuhr ich allmählich und gesprächsweise, und indem ich mich mehr und mehr an die freundliche und lebhafte Frau anschloß. Manche der langen und

langsam dahin schleichenden Stunden, welche eine Meerfahrt begleiten, kürzte ich durch Erzählung meiner Wanderungen, oder durch musikalische Unterhaltung. Es war zu Unterrichtsstunden, die ich den Kindern der Dame ertheilte, viele Zeit vergönnt. Als ich die Kette der Pyrenäen in blauer Ferne aus dem Spiegel der Fluth emporsteigen sah, sandte ich ihr einen schmerzlichen Gruß. Wie oft hatte nun mein Geschick mir Gelegenheit geboten, im Schooße eines bescheidnen Glücks zu rasten! Und fast immer hatte eigner Unruhetrieb, oder Zufallstücke mich weit von dannen getrieben. In Paris, wie in Bagneres wollten liebende Arme mich halten; in Nizza wollte großmüthige Freundschaft mich dem Norden zuführen und mir ein günstiges Loos begründen, in Livorno war ich einem nun endlich heißersehnten Glück so nah, und immer trieb es mich weiter, weiter in die weite Welt. Welche Orte sollte ich noch schauen, welche Bekanntschaften noch machen, welche Verbindungen anknüpfen, welche Abenteuer erleben oder bestehen, und wo den Ort finden, zu dem ich sagen würde: bis hierher, und nicht weiter?

Diese Fragen, die ich auf der Fahrt oft an mich selbst richtete, konnte ich mir freilich nicht beantworten; denn der Sterbliche vermag ja nicht, mit Gewißheit zu sagen, was er am morgenden Tage be-

ginnen will. Der rastlose Schritt der Zeit reißt ihn weiter, und oft, sehr oft weit vom nahen, schon erreicht geglaubten Ziele. Also erging es auch mir.

Wir hatten im Ganzen eine günstige Fahrt. Der Kapitain hielt, aus Furcht vor den afrikanischen Seeräubern, sich nicht allzufern von den spanischen Küsten, denen wir uns bisweilen so sehr näherten, daß wir ihre Reize theils mit bloßen Augen, theils mit guten Fernröhren, ruhig vom Verdeck betrachten konnten. In Malaga nahmen wir Wasser ein, und nebenbei von seinem edlen Wein. Ich sah Gibraltar auf seinem Felsenhorst, und Afrikas blaue Küste. Wir umfuhren das Cap Santa Maria und blickten nach Algarves reizenden Ufern hin; umschifften Cap St. Vincent und steuerten nordwärts der Küste von Alentejo entlang. Jetzt trat wie hemmend Cap Espichel weit heraus in die Wasserbahn, die unser Schiff durchfurchte, dann ergoß der Tajo aus breiter Mündung, wie ein See schimmernd, seine Gewässer in den Atlantischen Ocean. Wir landeten und rasteten in Lissabon.

Wie viel des Gesehenen könnte ich hier schildern, allein würde ich vermögen, Neues zu sagen? Ich bin kein Reisebeschreiber. Viele Tage dehnte sich die Fahrt, bisweilen durch widrigen Wind verzögert, Angesichts der Küsten von Estrematura Beira und Entre

Duero et Minho. Endlich sahen wir Galizien, und wahrlich, Cap Finisterre schien den Namen mit der That zu führen, als es ebenfalls wie eine Riesenculisse sich vor den Blick schob, und mir Unerfahrenen, Seereisemüden, die Fahrt kein Ende nehmen zu wollen, und an das Ende der Welt mich zu bringen schien. Jetzt aber gewann die Agave die hohe See, und steuerte an der Grenze des mächtig großen Busens von Biscaya, an dem zwei Länder ruhen, wie ein Zwillingspaar an einer Mutterbrust, der nordwestlichsten Spitze Frankreichs, der Bretagne zu. Der Kanal nahm uns auf, wir grüßten die fernen Eichenwälder der Normandie, und endlich, nach langer, doch sonder Schrecken, Angst und Mißgeschick, verlaufener Fahrt nahten wir dem Hafen von Havre de Grace.

Die Wittwe hatte längst die Freundlichkeit gehabt, mir den Antrag zu stellen, ihr Gast in dem für sie und die Ihren völlig eingerichteten und ihrer Ankunft harrendem Hause zu sein, und ich trug kein Bedenken, von dieser Güte Gebrauch zu machen, da ich dieselbe durch fortgesetzten Musikunterricht bei ihren Kindern vergelten konnte.

Wir waren nur etwa drei Stunden von dem Hafen entfernt, als ein starker Wind sich erhob, welcher zum Sturm wurde, der nach allen Anzeigen

bedrohlich zu werden schien. Der Kapitain benutzte indeß den, unserm Cours günstigen Wind, steuerte mit vollen Segeln der Rhede zu, und ging vor Anker. Wir säumten nicht, uns auszuschiffen, und schieden mit Dank von dem Kapitain, und mit der Hoffnung, ihn wiederholt in Havre zu begegnen. Das für die reiche Wittwe angekaufte Haus lag in der Hafennähe, und wir sahen uns von einem Freund ihres Gatten, der alle Geschäfte geleitet hatte, ebenso erfreut, als ehrfurchtvoll begrüßt. Die Kinder blickten freudig umher, aber ihre Mutter weinte. Sie dachte des Gatten, an dessen Seite sie das Glück einer ruhigen Existenz zu theilen gehofft hatte, mit Wehmuth und trauernder Liebe. Ich ehrte ihren Schmerz mit schweigender Theilnahme.

Der Sturm, der sich erhoben, war zum Orkan geworden, und wir hatten Gott zu danken, daß wir uns auf festem Lande und wohl geborgen sahen. Man vernahm Nothschüsse und stürmende Glocken. Auf Plätzen und Straßen rief man sich die Nachricht zu, daß ein Schiff Angesichts des Hafens mit den Wellen kämpfe; viele Menschen eilten an das Ufer; wir vermochten von einem hochgelegenen Zimmer den Hafen und das Meer zu überschauen. Es war ein schrecklicher Anblick, der Kampf und das donnernde Toben berghoher Wellen, auf denen bald das große

Schiff, wie eine grausige Meererscheinung, sichtbar ward, bald wieder hinter und unter ihnen verschwand. Jede Welle, die sich mit furchtbarer Uebermacht darauf zu wälzte, schien es zu begraben, dann tauchte es wieder auf, und man hörte den dumpfen Schlag der Nothschüsse, ja es schien der Sturm auf seinen heulenden Fittig das Wehgeschrei der Verzagenden an Bord zum Ufer zu tragen. So wenig bei so furchtbar sturmbewegter See es jenem Schiff, einem stattlichen Ostindienfahrer, möglich war, Anker zu werfen, ebenso wenig war irgend Jemand im Stande, mit Böten ihm hülfreich zu nahen. Wie schrecklich war für jene Hülflosen im Schiff dieser Augenblick, wo sie den größten Theil der Einwohner der volkreichen Hafenstadt am Ufer erblickten, von denen auch nicht Einer zu retten vermochte, und für diese Einwohner wie kummervoll der Gedanke gänzlicher Hülflosigkeit. Auch ich hatte das Haus verlassen, und stand am Ufer mit zagender Seele. Das Schrecklichste, was sich ereignen konnte, geschah, der Ostindienfahrer scheiterte völlig und barst in mehrere Stücke, von allen Seiten stürtzten die Wasserwogen in das Unglücksschiff; lauter gellte der Angstruf; man sah, wie mehre Personen sich über Bord stürzten, in Kähne sprangen; aber die Kähne schlugen um, die Schwimmer wurden von den Wellen verschlungen, und das Schiff

legte sich um mit seinen zerbrochnen Masten und der zerstörten Takellage wie ein verendender Elephant, und entschwand dem Auge. Ein einziger Matrose hatte sich an eine Tonne geklammert, mit der er sich über die Wellen auf- und abwälzte; so ward er zum Strande getrieben, wo man ihm Stricke zuwarf und ihn rettete. Halb tod kam er an das Land, um wie ein Bote Hiobs Kunde zu geben von des Schiffes Namen und Eigenthümer.

Ich schauderte und verschwur aufs Neue jede Seereise. Das jammervolle Unglück füllte jedes fühlende Herz mit Trauer, und still und niedergeschlagen verließen Viele, die Zeugen gewesen, den Hafen. Mußten Kapitain, Passagiere, Steuerleute und Matrosen den Weg um die Hälfte der Erde gemacht haben, vielleicht heiter, gefahrlos und glücklich, um hier von einem schrecklichen Geschick ereilt, „das nahe Rettungsufer im Gesichte" ihr unverhofftes, schnelles Ziel zu finden! Solche Ereignisse des Menschenlebens, solche Unglücksfälle der furchtbarsten Art können sehr nachdenklich machen, und Fragen an den Himmel und die Vorsehung richten lassen, für welche irdische Erkenntniß und Einsicht nimmer eine lösende Antwort findet.

In dem Hause der neuen Freundin wurde mir alsbald eine erwünschte Wirksamkeit. Ich übernahm

die Function eines Haushofmeisters, und fand mich in diese mit Leichtigkeit und Geschick. Die Wittwe, eine Eingeborne Baltimores, die von dort nur ein Dienstmädchen mitgebracht, kannte zu wenig Landesart und Sitte, um gleich ohne Anstoß in Verkehr mit der Außenwelt zu treten, und doch fand sie, daß, obwohl sie sich eine völlige häusliche Einrichtung versprochen, und mir oft gesagt, daß sie diese finden werde — noch Tausenderlei Mangelndes, das zur Vollständigkeit eines comfortablen Haushaltes gehört. Hier entfaltete ich nun ein Talent, daß ich für mich selbst nie geübt, doch aber bei Lady Elsom theilweise schon erprobt. Ich warb zunächst eine Köchin an, dann eine Magd für gröbere Hausarbeiten, dann wurden Vorräthe aller Art eingekauft. Madame Sellier, dieß war der Name der Wittwe, vertraute meiner Redlichkeit unbedingt, und gab mir bedeutende Summen in die Hand. Den Kindern, die jenes, für ein europäisches Ohr schreckliche amerikanische Patois sprachen, das ein Mischling von englisch, französisch, deutsch, spanisch und portugiesisch ist, und dereinst vielleicht zu einer vermittelnden Universalsprache sich ausbilden dürfte, wozu aber, bevor es zu solcher reift, nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte gehören, ertheilte ich neben den Musikstunden Unterricht im rein französisch Sprechen, daran auch

die Mutter oft freundlich und lernbegierig Antheil nahm. Meine Melancholie hatte sich verloren.

Unser Kapitain wurde öfters, so lange seine Anwesenheit in Havre dauerte, eingeladen, und brachte eines Tages seinen Oheim mit, der von Havana angekommen war. Es war dieß ein jovialer Mann, wie sein Bruder, der mir sagte, daß er mich mit Freuden mit nach Marseille nehmen wolle, wenn ich Lust habe ihn zu begleiten, allein ich dankte ihm herzlich für seine Güte. Mir war alle Lust zu einer abermaligen Seefahrt vergangen; sodann sehnte ich mich nicht nach Livorno zurück. Schon war das Jahr 1812 weit in den Herbst vorgerückt, und ich gedachte, wenigstens den Winter über in Havre de Grace zu bleiben, um so mehr, da die politischen Nachrichten aus dem Norden begannen, bedenklich zu lauten, und erfahrene Politiker eine Krisis weissagten, welche auf alle Länder beunruhigend wirken konnte. Mit voller Seele gab ich mich in ungestörter Ruhe der Uebung meines Instrumentes hin, und verschaffte mir durch das mir zu eigen gemachte Talent, alte Instrumente zu restauriren, oft nahmhafte Einnahmen.

Ein bejahrter Schiffskapitain, der sich in Ruhe gesetzt hatte, und bei welchem der Sohn von Madame Sellier Zeichnen-Unterricht hatte, besaß ein

kleines Kabinet musikalischer Instrumente, und die gleiche Vorliebe für dieselben befreundete mich ihm bald. Unter diesen war eine Lyra da Braccio, doppelt eingelegt, wie ich schöner und conservirter auf allen meinen Reisen noch keine gesehen. So manches werthvolle Instrument, das früher entzückte, ist bei Seite geschoben worden, und hat neueren Erfindungen in dem unerschöpflichen Gebiet der Tonkunst weichen müssen. Für Manches derselben würde sich heute Mund und Hand nicht mehr finden, die seiner Spielart mächtig wären. Ich verabredete mit dem Kapitain ein Concert antique, das wir gemeinschaftlich arrangieren, und eine Anzahl junger Talente für dasselbe instruiren wollten. Die Idee war indeß leichter anzuregen, als auszuführen, denn weit seltner, als die Instrumente, fanden sich die alten Musikstücke für dieselben, und der Plan, der uns eine Zeitlang angenehm beschäftigte, kam nie zur Ausführung.

Die Perle in der Instrumentensammlung des Kapitains Marbrier war eine kleine Stainer Geige, die mich entzückte, und in mir das lebhafteste Verlangen nach ihrem Besitz erregte, allein so sehr ich diese Wünsche an den Tag legte, so dachte der enthusiastische Sammler nicht daran, sich dieses werthvollen Instrumentes zu entäußern; er war vermögend, und hatte nicht nöthig, sich von einem liebgewonnenen

Eigenthum zu trennen. Ein günstiges Ohngefähr setzte mich dennoch in den hocherfreulichen Besitz des seltnen Instrumentes. Der Eigenthümer war mit einem chronischen Magenhusten geplagt, dessen Anfälle bisweilen so heftig eintraten, daß er ganz blau im Gesichte wurde, und man jeden Augenblick fürchtete, er werde ausbleiben. Durch diese Krankheit litt des Mannes einzige Tochter, eine liebliche Jungfrau von sechszehn Jahren, zwischen der und dem Sohne der Wittwe sich ein zartes Verhältniß angesponnen hatte, unbeschreiblich, denn sie mußte fast stets um den Vater bemüht sein, ihm den Kopf halten, wenn der schlimme Anfall kam, und so sehr oft für sein Leben zittern. Eine Menge Mittel waren schon erfolglos gebraucht worden, das Uebel wuchs, und drohte über lang oder kurz mit einem Erstickungstod, einem Nerven- oder Blutschlag. Der sonst so wackre Mann dauerte mich, und ich sann darüber nach, ob ihm nicht zu helfen sei. Da fiel mir ein Mittel ein, welches bei einem ähnlichen Kranken in Nizza jener menschen- und pflanzenfreundliche Doctor aus Riga angewendet, welcher Kranke sich, nachdem die consultirten Aerzte ihn für incurabel erklärt, noch Hülfe suchend, an Jenen gewendet hatte. Ich erwähnte, daß ich ein Mittel wisse, wodurch ich hoffe, den Kapitain binnen drei Monaten von seinem Husten zu be-

freien, und er stöhnte, eben von einem heftigen Anfall ganz erschöpft in den Armen seiner weinenden Tochter ruhend: „Ach Herr! — Wenn Sie das vermöchten — was Sie verlangen — alle meine — Instrumente!“

„Nicht um Ihre Instrumente, und nicht aus Interesse rathe ich das Mittel an, von dessen Wirksamkeit mich der Augenschein überzeugt hat,“ entgegnete ich.

„Was es auch kosten möge! Fordern Sie, und wenn es — hundert Louisd'or kostet,“ rief er, zugleich Hoffnung mit dem Odem schöpfend, aus. Ach, Hoffnung ist ja Lebensluft. Wir athmen entzückt ihren verjüngenden Strom in uns ein.

„Mein Mittel kostet nicht hundert, nicht funfzig und nicht zehn Louisd'or,“ sprach ich, und ging daran, es zuzubereiten.

Nach dem dieses Medicament einen Monat lang gebraucht worden war, wurden die Hustenanfälle schon seltner und zugleich milder, und nach abermals vier Wochen kam der junge Sellier nach der Zeichnenstunde zu mir, und sagte mir, daß Herr Marbrier mich dringend bitten ließe, ihn zu besuchen. Der Kapitain empfing mich mit einer Umarmung, und sprach: „Ein Engel hat Sie mir zugeführt. Mein Husten ist hinweg; ich spüre nicht mehr die ängsti-

gende Hitze auf der Brust. Sie sind mein Helfer! Nehmen Sie das Instrument, das Sie sich oft wünschten, als ein Zeichen meines Dankes. Sie haben mich von meinen Schmerzen befreit, es ist billig, daß Ihnen ein Andenken werde. Da Sie Kenner sind, und das Instrument zu schätzen wissen, so beruhigt mich der Gedanke, es in guten Händen zu wissen. Oefter schon sind mir hundert Louisd'or für diese kleine Violine geboten worden, doch nie hätte ich sie verkauft. Ich kann, nächst Gott, Ihnen nicht genug danken."

Die wirklich werthvolle, wenn auch von dem Eigenthümer, wie das der Sammelliebe so oft geschieht, überschätzte Geige war eine von jenen, die Stainer noch unter Amatis Anleitung gefertigt; sie war von dem ausgesuchtesten Holze und hatte einen bezaubernden Ton. Ich war hocherfreut über dieses Geschenk und nahm es dankbar an.

Jenes einfache Mittel, daß den Krampf-Magenhusten des Kapitains heilte, wird, wenn ich es mittheile, vielleicht belächelt werden, sobald ein Jünger der medicinischen Schule, nicht der Salernitanischen, es erblickt. Die stolze Doctrin blickt immer halb oder ganz vornehm auf die bescheidne Hausmittelofficin. Ach, der Infallibilitätsglaube hat schon Vielen unter das Gras geholfen. Könnte aber nicht

vielleicht einem armen, an ähnlichem Uebel Leidenden das Mittel nützen, das im entgegengesetzten Falle ganz unschädlich ist? Ich gebe immer der deutschen Küche vor der lateinischen den Vorzug.

Man nehme von 2 bis 3 jungen Ziegen, sobald diese zum Schlachten reif sind, das Fleisch vom Hals, füge diesen ein Pfund Fleisch von einem jungen Kalbe hinzu, und 5 bis 6 Hammelfüße. Dieß alles wird fein gehackt, und in Ermangelung von Hammelfüßen werden die von einem Saugkälbchen genommen. Diese Masse wird zu starker Gallerte gekocht, von welcher des Tages zwei bis drei Mal, besonders aber Morgens nüchtern, einige Tassen warm getrunken werden, nachdem unter jede auf ein Mal zu nehmende Portion zwei bis drei rohe Eier geschlagen wurden. Probatum est. Die Hauptsache dabei ist der Hals der jungen Ziegen; glaube Niemand, der das Mittel vielleicht versuchen will, daß dieß gleichgültig sei, und die übrigen Körpertheile dieser Thiere gleiche Wirkung thäten.

In Havre de Grace ging und gefiel mir es recht wohl. Es war ein lebhaftes Zusammenströmen vieler und verschiedenartiger Künstler daselbst, welche je mehr der Winter nahte, vom vielfach bewegten Leben der Städte Gewinn zu ziehen suchten.

Eines Tages trat ein Fremder, ein nicht mehr

ganz junger Mann von vielem äußern Anstand und angenehmer Bildung bei mir ein, der mir einen Brief überreichte. Ich staunte, der Brief war von Herrn von Pignatelli, meinem ehemaligen Gönner, welcher durch den befreundeten Schiffskapitain aus Marseille meinem dermaligen Aufenthalt erfahren. Pignatelli schrieb, daß der Ueberbringer auf einer Kunstreise einen musikalischen Begleiter suche, und er mich ihm warm empfohlen, so wie ich in jenem einen wackern Mann kennen lernen werde. Wegen des einst Vorgefallenen sei er von meiner Unschuld jetzt völlig überzeugt, und habe schmerzlich das mir angethane Unrecht bereut. Es sei auch damals, wie so oft im Leben, ein Sieg des Schlechten über das Gute gefeiert worden, und an diesen Triumph hätten sich andre, nun nicht rückgängig zu machende, geknüpft. Ich solle ihn in einem freundlichen Andenken behalten. — Ich wußte genug, und war schwach genug, zu zittern, und mich von dieser Nachricht bewegen zu lassen. Mirandolina war Madame Lorgiér, und — nicht glücklich. Der Fremde, der den Brief überbracht, dem ich, der mir so angelegentlich empfohlen war, war der berühmtesten Guitarrevirtuosen einer, war Mauro Giuliani, mein einstiger Lehrer. Mein Staunen und meine Freude waren gleich groß, nicht minder die des Virtuosen, als er nun in mir einen

seiner ehemaligen Schüler wieder erkannte. Giuliani hatte in Livorno zwei Concerte gegeben, hatte die Bekanntschaft des Herrn von Pignatelli gemacht, und die Rede war auf mich gekommen. Pignatelli hatte vortheilhaft von mir und meinen Talenten gesprochen, und Jener den Wunsch laut werden lassen, daß er einen solchen Mann als Reisegefährten haben möchte, mit dem er gemeinschaftlich Concert geben könne. Pignatelli hatte mit neu erwachendem Antheil an mir meinen Aufenthalt erkundigt, und Giuliani, der ohne dieß eine Reise durch Frankreich beschlossen hatte, war nach Havre gekommen und hatte mich aufgesucht. Ich mußte ihm in seinen Gasthof folgen, wo er mir seine Erlebnisse erzählte und seine Reisepläne detaillirte. Mit Vorliebe erzählte er von Deutschland, namentlich von Wien, wohin er sich bereits im Jahr 1807 begeben, und die glänzendste Aufnahme gefunden hatte; er zeigte mir seine geistreichen Compositionen, deren Schwierigkeiten sowohl für das Hauptinstrument als die Begleitung freilich geübte Künstler erforderten, und forderte mich nun allen Ernstes auf, sein Reisegefährte mit gleichem Antheil des Gewinnes zu werden. Wir wollten gemeinschaftliche Concerte geben, einander gegenseitig begleiten, Giuliani wollte neue Compositionen für Guitarre mit Clarinettebegleitung schreiben. Uebrigens

vermochte ich ja nicht minder fertig ihn auf andern Instrumenten, auf der Flöte, wie der Violine und Guitarre zu accompagniren, und so erschien der Antrag reizend, passend und annehmbar.

Madame Sellier und mein dankbarer Freund hörten ungern, daß ich scheiden wollte, doch da sich in Havre keine Gelegenheit darbot, die mir ein dauerndes Glück versicherte, so wurde ich mit werthvollen Andenken begabt, entlassen, mußte aber bevor ich schied noch der Hochzeitfeier der beiden jungen Liebenden als Gast beiwohnen, an deren Glück ich einigen Antheil hatte.

Von Giuliani und mir wurde nun beschlossen, gleich in Havre mit einem Concert aufzutreten, bevor wir jedoch diesen Entschluß ausführten, besuchten wir selbst die Vorstellungen anderer Künstler, welche sich zu dieser Zeit dort producirten. Der eine war der berühmte Hoboen-Virtuose und Componist Garnier aus Paris, der andre war der nicht minder renommirte Mestrino, welcher sich dem Erstgenannten angeschlossen hatte. Obgleich beide Künstler nicht mehr jung an Jahren waren, so blühte doch in ihrem Spiel die ewige Jugend der Kunst und des Genies erfreulich zu Tage. Ihre Spielart würde noch heute Beifall und Bewunderung erregen.

Giuliani, dessen allverbreiteter Ruf ihm überall günstige Wege bahnte, erhielt, sobald seine Anwesen-

heit bekannt wurde, eine Menge Einladungen in die ersten Häuser, und so geschah es, daß wir mehrere Privatunterhaltungen gaben, bevor es zu einem eigentlichen Concert kam. Ich lernte in ihm einen Mann von liebenswürdig heitrer Bonhommie kennen, mit welchem zusammen zu leben eine Freude war. Er achtete in mir den Künstlergefährten und theilte redlich mit mir den Ertrag der Einnahmen, die ich ja mit verdienen half, wenn auch sein gefeierter Name mehr Zuhörer anzog, als mein unbekannter und ungenannter. Er war der lebendige Gegensatz eines noch weit berühmtern Virtuosen, dem das Geschick mich später zugesellte, und der in seinen Gefährten nur Bedienten sah. Unsre Productionen, die wir gemeinsam aufführten, waren da, wo uns kein begleitendes Orchester zu Gebote stand, oder der Cirkel, vor dem wir spielten, ein solches nicht erforderte, der Art, daß Giuliani mich mit der Guitarre secundirte, wenn ich ein Clarinetten-Concert vortrug, wogegen ich ihn mit der großen Guitarre zu secondiren hatte, wenn er auf der Terz-Guitarre seine überall ansprechenden herrlichen Compositionen mit seiner gewohnten Meisterschaft vortrug. Außerdem suchten wir unsern Vorträgen jede Mannichfaltigkeit durch Abwechslung der zur Guitarrebegleitung nur irgend passenden Instrumente zu geben.

Wir nahmen in dem ersten Concert eine Entrée von 3 Franken, und erfreuten uns einer Einnahme, die 1600 Franken überstieg. Jetzt war die Gelegenheit gekommen, bei welcher ich das mir verliehene Licht günstig leuchten lassen konnte, das ich bei meinem bisherigen Aufenthalt in Havre unter den Scheffel gestellt hatte. Von vielen Seiten her empfing ich Aufforderungen zu bleiben, ich sollte vortheilhaft placirt werden, man wollte mir feste Einnahmen garantiren — ich dankte, denn Giuliani hatte mein Wort und Guitarre und Clarinette, diese wohlverträglichen Instrumente reisten in Gesellschaft von Flöte und Violine durch das nördliche Frankreich.

Aber die Zeit war nicht musikalisch gestimmt, die Welt war voll Unruhe und Aufregung. Frankreich und Deutschland hatten Ursache blutige Thränen zu weinen über die Hunderttausende ihrer, den ehrgeizigen Plänen eines schrecklich enttäuschten Eroberers nutzlos dahingeopferten Söhne. Der furchtbare Winter, die eigenthümliche Strategie der russischen Feldherrn, das brennende Moskau hatten Napoleon nach Paris zurückgescheucht und waren Ursache neuer unerhörter Aufgebote. Durch alle ihm noch verbündeten Länder scholl neuer Waffenlärm nach der kurzen trüglichen Stille, welche geherrscht hatte, während der Heereskoloß nach Rußland gezogen war. So

brach das verhängnißvolle Jahr 1813 an, dessen ersten Tag Giuliani und ich, nachdem wir uns auf der Reise nicht allzulange, doch mit gutem Erfolg, in Rouen verweilt, in Paris begrüßten.

Es ist durch alle Zeiten nicht ohne das höchste Interesse, in gewissen Zwischenräumen, deren Länge sich freilich nicht nach dem Kalender, nach Wochen, Monaten oder Jahren berechnen läßt, den Boden der Weltstadt zu betreten. Immer wird sie dem denkenden Reisenden in einem andern Licht erscheinen, immer einen andern Charakter zeigen, den sie auch äußerlich zur Schau trägt, wie eine Modedame ihren neuen Putz, zu dem ein und dasselbe Lächeln so wenig passen würde, wie ein und dieselbe Frisur. Die Schöne, Paris genannt, wird man aber meist heiter, aufgeräumt, bisweilen selbst aufgeregt und etwas leidenschaftlich finden, bisweilen aber auch sehr an Ennui leidend und dann plötzlich auf ein Extrem verfallend. Dabei weiß sie sehr den äußern Anstand zu wahren, und hütet sich, ihren Schmerz, ihren Gram, ihre inneren Leiden vor das Auge der Welt treten zu lassen, weil sich dieß einer Dame von Stand und Bildung nicht ziemt.

Napoleon befand sich wohl nach der großen Rückreise aus Rußland; er war ein Mann von starken Nerven und gesunder Konstitution, sonst hätten

ihm die Zweimalhundert und dreiundvierzigtausend seiner Krieger, die in Rußland erlegen waren, ein Weh verursachen können. Ich sah ihn, und er sah aus, wie immer — ehern. Die Deklamationen des Moniteurs und anderer Pariser Zeitungen athmeten stolze Zuversicht. Man täuschte das Volk über den grenzenlosen Verlust mit erlogenen Siegesnachrichten.

Mit einem ganz andern Auge, als ehedem, sah ich jetzt Paris wieder. Es imponirte mir nicht mehr, es reizte mich nicht mehr, es regte mich weder zu irgend einer Bewunderung, noch zur Freudigkeit an. Sonst hatte es mir so glückliche Stunden geboten, daß ich im Sinne hatte, es solle meine neue Heimath werden. Jetzt fühlte ich mich nicht heimisch dort, nicht heimathlich angesprochen. Die Flamme der Jugend war verlodert, und an die Stelle einstiger Begeisterung trat die kalte Reflexion. Wo waren sie hin, die holden Rosen, denen meine Jugend gehuldigt, mein Herz geglüht? Verblüht, entblättert. Ich suchte sie wieder, und fand keine mehr. Da trieb es mich fort aus dem ängstlich bewegten, frostigen Paris, und ich bewog leicht den lieben Gefährten, mit mir wieder dem Süden zuzueilen. Wir ließen Paris hinter uns, und flogen, wie verspätete Wandervögel, der Rhone zu, daß sie uns hinab zum Meere trage.

Fünftes Kapitel.

Auf Kunstreisen.

Das alte Avignon hatte mich wieder; ich schwelgte in der Erinnerung schöner Stunden und Tage, und erzählte den antheilvollen Gefährten von ihr, deren entzückender geistiger Reiz dauernder in meinem bessern Selbst lebte, als die Erinnerung an so manche körperliche Schönheit, die nur dem sinnlichen Wohlgefühle rasch entfliehende Lust gewährt. Wir concertirten in Avignon, Nimes, Montpellier; alte Bekannte wurden aufgesucht, neue Bekanntschaften spannen sich an. Dieß ist nirgend leichter gethan, als auf solcher musikalischer Künstlerfahrt. Diejenigen sind überall willkommen, welche verstehen, die Menge zu amusiren, wenn auch das Amusement oft ein eitles, und die Menge eine thörigte ist. Wer ärntet denn in unsern thatenlosen Tagen die Triumphe, welche sonst dem Heldenthume zugestanden wurden? Der Fleiß? Bisweilen! Der Genius? Selten. Das Talent, die Fertigkeit, unter dem Namen Kunst ärnten sie

immer. Sei ein Charlatan im Gesang, ein Charlatan auf irgend einem Instrument, ein Charlatan in der Taschenspielerkunst, ein Charlatan auf der Kanzel, und du wirst vollen Zulauf haben. Ich habe einen Pfarrer gekannt, der konnte machen, daß unter seiner Predigt alle Leute weinen mußten. Sein Ruf war groß, seine Kirche war immer voll, denn der Mensch hat eine unbewußte Geneigtheit zum Weinen, und es giebt Leute, denen Weinen eine süße Befriedigung gewährt. Ich habe einen Taschenspieler gekannt, der die unglaublichsten Aufschneidereien von sich selbst in die Zeitungen rücken ließ, und die Backen mit dem Wind seines Eigenlobes übervoll nahm; man riß und schlug sich um die Billets zu seinen Vorstellungen, denn der Mensch hat auch eine unbewußte Geneigtheit, sich anführen zu lassen. Nicht minder lernte ich, nicht nur einen, sondern sehr viele Musiker kennen, denen eine gewisse, durch Uebung erlangte Fingerfertigkeit, verbunden mit angebornem Talent zu außergewöhnlichen Leistungen verhalf, mit denen sie Sinn und Gefühl der Menge gefangen nahmen, die sie dafür bis zum Himmel erhob, denn der Mensch ist sehr geneigt, sich entzücken zu lassen für ein Weniges. Und dieser falsche Kunstenthusiasmus steigert sich in unsern Tagen bis zur Manie. Die fingerfertigen Virtuosen schießen auf wie die

Pilze, und die Berichte über sie füllen zwei Drittheile der Spalten nicht politischer Zeitungen, aber auch in die Spalten der politischen drängen diese Berichte sich ein, so daß man glauben sollte, es gäbe in der Welt kaum etwas Wichtigeres zu erzählen, als wie jener Geiger gegeigt, jene Pianistin gespielt, jene Sängerin gesungen. Die Welt will amusirt sein.

Doch ich will nicht länger vom Gange meiner Erzählung durch niederschlagende Betrachtungen abschweifen, obschon dieses Thema einer eigenthümlichen Zeitrichtung der mannigfaltigsten Variationen fähig ist.

In Montpellier wurde Giuliani und mir das Glück zu Theil, Rudolph Kreutzer zu begegnen, und die in Paris nur flüchtig gemachte Bekanntschaft mit diesem wackern Virtuosen und Componisten zu erneuern. Leider traf ihn auf einer gemeinsam mit seinen und unsern Freunden gemachten Lustfahrt ein Unfall; der Wagen, in welchem er saß, stürzte um, und Kreutzer brach den Arm. Dieser betrübende Zufall endete schnell unsre frohen Spatziergänge und Ausflüge in die, selbst im Winter schöne Umgebung Montpelliers, und wir entschlossen uns zu rascher Weiterreise nach Marseille.

Dort suchte ich meinen freundlichen Schiffskapitain, dem ich mich so dankbar verpflichtet fühlte, vor

allen Andern auf, und erzählte ihm, wie es mir ergangen, und daß seine antimelancholische Kur trefflich angeschlagen.

Rudolph Kreutzer hatte uns viel von einer liebenswürdigen musikalischen Frau erzählt, Madame Cardon in Marseille, deren Gatte ein reicher Kaufmann war, und uns an diese Familie ein Empfehlungsschreiben eingehändigt. Wir gaben bald nach unsrer Ankunft den Brief ab, und empfingen eine Einladung zum Mittagessen. Die Frau vom Hause war die anmuthigste Wirthin und ihr Gemahl zeigte sich ihrer vollkommen werth. Als sich bei Tische das Gespräch darauf lenkte, daß wir zuerst ein Concert in einem auserlesenen Privatzirkel zu geben wünschten, bot uns Herr Cardon sogleich seinen Salon für diesen Zweck an, und sagte lächelnd: „Wenn Sie bei uns spielen meine Herren, dann soll meine Frau Sie mit der Violine accompagniren, oder auch ein Solo vortragen, sofern es Ihnen lieb ist."

Wir hatten wohl gehört, daß Madame Cardon sehr musikalisch sei, aber nicht, daß sie eine Violinvirtuosin, und glaubten, ihr Mann scherze, zumal wir sie erröthen sahen. Herrn Cardons Auge begegnete unsern ungläubigen Blicken, und unsre Zweifel errathend, nahm er nochmals das Wort: „Sie glauben das nicht, meine Herren, daß meine Frau Vio-

line spielt? Sie sehen in ihr eine Schülerin des großen Rode."

Wir äußerten ein freudiges Erstaunen, und waren begierig, Näheres über die musikalische Bildung der interessanten und geistreichen Frau zu erfahren. Als der Kaffee servirt war, bat ihr Mann, etwas zu spielen, und wir unterstützten seine Bitte angelegentlichst. Ohne Ziererei, die so oft im Voraus einen Dämpfer auf das Instrument des Genusses setzt, gewährte Madame Cardon; es wurden zwei elegante Violinkästen in das Zimmer getragen; an mich erging die Bitte, zu secondiren, und Variationen von Rode wurden aufgelegt. Die Frau spielte mit bewunderungswerther Reinheit, Präcision, und mit vollem wahren Gefühl, so daß wir in der That berechtigt waren, ihr alles Freundliche über ihre Meisterschaft zu sagen. Es lag in der Natur der Sache, daß wir fragten, auf welche Weise sie zu solcher Meisterschaft gelangt, und aus ihrem eignen, wie aus den ergänzenden Mittheilungen ihres Mannes entnahmen wir allmählig und nicht in zusammenhängender Erzählung die eigenthümliche musikalische Richtung der lieblichen Frau. Sie war die jüngste Tochter einer gebildeten und wohlhabenden Familie in Riga; der Vater war enthusiastischer Musikfreund, ja noch etwas mehr als das. Der Himmel hatte

ihn mit fünf Töchtern gesegnet, und keinen Sohn, den er sich so lebhaft wünschte, um einen Musiker aus ihm zu erziehen, geschenkt. Da nun der Mensch sich möglichst sträubt, in dem, was eine höhere Macht über ihn verhängt und verfügt, sein Bestes zu erkennen, und sich immer nach Kräften müht, die ihm widerwärtigen Schicksalsbeschlüsse nach seinem Willen umzukehren, so beschloß der Musikfreund in Riga, daß alle seine Kinder, es möchten nun Söhne oder Töchter sein, die Kunst der Töne erlernen und — erwachsen, dieselbe zu seiner Freude üben sollten.

Daher betrübte sich auch nur bei der Geburt des ersten Mädchens der Melomane darüber, daß das Kind kein Sohn sei. Beim zweiten Mädchen war sein Entschluß schon gefaßt, die Töchter Musik lernen zu lassen, denn nun freute er sich den Duetten entgegen, welche die musikalischen Wunderkinder, die er erzeugt zu haben hoffte, vor ihm aufführen würden. Diese Duetts bestanden freilich lange genug nur im Schreien. Der glückliche Vater hörte nicht auf, die Vorzüge eines Duetts vor allen andern Executionen der Kunst zu preisen. Das Duett, sprach er: ist ein consonirender Tönestrom, der in harmonischer Vermählung sanft dahin fließt, es ist das Bild einer glücklichen Ehe, in welche alle Dissonanzen, die das Leben mit sich bringt und hervorruft, sich in erfreuliche Accorde

auflösen, und auch darin selbst ist er der Ehe vergleichbar, daß in ihm, wie dort verschiedene Gemüthsarten, verschiedene Tactarten und heterogene Charactere des Gesanges sich vereinigen lassen. Die erste Tochter lernte Clavier, die zweite Violoncello. Als nun die Dritte geboren wurde, erhob der beglückte Vater die Vorzüge eines Terzetts oder eines Trio's bis zum dritten Himmel, und hörte schon die Kinder im Geist als die Genien in der Zauberflöte und in andern klangreichen Vocalcompositionen, sprach auch viel vom kleinen und großen Dreiklang und dergleichen. Indeß bald wich der Ruhm des Terzetts dem Quartett; denn, sprach der jubelnde Vater: nur im Quartett vermag ein Componist seine Meisterschaft zu zeigen, nur aus der Selbstständigkeit von vier gleichzeitig wirkenden Tonstimmen erblüht die ächte Harmonie. Diese vier Stimmen verglich er mit allem Vergleichbaren, mit den Lebensaltern, mit den Tages- wie mit den Jahreszeiten, mit der Quadratur des Zirkels und dem Pythagoräischen Lehrsatz. Im Quartett, sprach der Melomane weiter: kann der ächte Virtuose beweisen, was Kunst ist, durch gefühlvollen, seelenvollen Vortrag, durch in sich Aufnehmen des ganzen Tonstücks, davon ihm obliegt, einen integrirenden Theil zu harmonischer Erscheinung zu bringen. Die dritte Tochter lernte Violine und die

vierte Bratsche. Da bescherte der Himmel ein fünftes Kind, wieder ein Mädchen, und der Familienhimmel des Musikenthusiasten hing nun voll Instrumente eines Quintetts, es kam noch eine Geigenstimme zum schon vorhandnen Quartett. Diese jüngste Tochter war es, die uns jetzt anmuthig von den musikalischen Freuden ihres Vaters unterhielt.

„Wir fünf Töchter," so erzählte Madame Cardon: „erhielten von guten Lehrern unsrer Vaterstadt Musikunterricht, sobald unsre Jahre diesen zuließen. Die jüngern hörten und sahen die ältern Geschwister wenig Anderes thun und treiben, als Musik, dieß weckte an sich schon Nachstrebetrieb, und der Töne Wohllaut schmeichelte sich dadurch frühzeitig in unsre Herzen. Wir trieben mit Lust Musik, und lernten mit Eifer, um den Vater zu erfreuen. Ein Quartett, und später, als ich einstimmen konnte, ein Quintett in heiterm Familienkreise, vor auserlesenen Freunden, war des Vaters höchstes Glück, und wer hätte ihm eine so reine und edle Freude mißgönnen sollen? Freilich nannten die Spötter, und wo fänden sich nicht Spötter für alles Schöne, Gute, Edle, Erhebende und Begeisternde? — uns, den Vater mit eingeschlossen: Ut re mi fa sol la, und fanden darin, daß unsre Aelteste Cäcilie, die Zweitgeborne Doris, die Dritte Euphonie, die Vierte Feodora und ich

Georgine hieß, gar bald die, wiewohl unschuldige Lächerlichkeit oder mindestens Schwäche heraus, in den Anfangsbuchstaben unsrer Namen das musikalische Alphabet repräsentirt zu sehen. Bitter war es, und schmerzlicher zu tragen, daß man eine meiner Schwestern, welche das Schicksal dazu ausersehen hatte, gattenlos zu bleiben, von dem Instrumente, das sie spielte: Alt=Viole nannte, als sie in reifere Jahre trat und ihre Jugend verblühte."

Wir schenkten dieser Erzählung vollen Antheil, und erfuhren unter Anderm noch eine recht hübsche Anecdote aus dem Munde der beredten und talentbegabten Frau.

„Mein Vater," so erzählte sie: „war bei seiner großen Vorliebe für Musik, auch ein großer Liebhaber und dabei Kenner guter und werthvoller Instrumente, und ließ sich nicht leicht eines dergleichen entgehen, wenn es sich zu nicht gar zu übertriebenen Preisen darbot. Eines Abends sahen wir auch eine kleine Gesellschaft bei uns, als meinem Vater angesagt wurde, es sei ein Fuhrmann draußen, der ihn sprechen wolle, dabei ließ der Diener die Bemerkung fallen, es schiene dieser Mann ein drolliger Kauz, der auch eine Violine bei sich habe. In heitrer Gesellschaft wird ein guter Scherz immer willkommen sein, und unser Vater dachte sich mit dem Manne einen

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Scherz zu machen. Der Fuhrmann wurde in das Gesellschaftszimmer gerufen, er trat sichtlich verlegen, wie es uns bedünkte, ein, und fragte, ob mein Vater keine Fracht nach Mitau habe? Dieser verneinte lächelnd, und fragte: Was hat Er denn hier für ein Instrument, mein guter Mann? — I, da habe ich mir unterwegs eine Geige gekauft für meinen Jungen daheime! antwortete der Fuhrmann. Eigentlich hat sie mir einer aufgeschwatzt, und ich kann das Dings gar nicht gut unterbringen. Wollen Sie mir's wieder abkaufen, so bin ich's wohl zufrieden."

„Mein Vater nahm die Violine, besah sie, und reichte sie mir mit stummem Ernst; das Instrument sah gar nicht danach aus, daß man es Jemand aufschwatze. Es war eine Violine von Guarnerio. Längst hatte ich für mich eine solche Geige gewünscht, und fragte hastig und freudig erschrocken nach dem Preis."

„Hä hä Mamsellchen! lachte der Fuhrmann: Wollen Sie denn spielen? — Allerdings. — Nun so spielen Sie doch einmal auf der Violine. Ich höre für mein Leben gerne geigen."

„Ich that einige Bogenstriche; das Instrument war ohne Tadel. Alle Gäste umstanden uns aufmerksam und antheilvoll. Mein Vater glaubte schon das Instrument in seiner Sammlung prangen zu

sehen, und gab mir einen bedeutsamen Wink. Da ich dasselbe billig zu erwerben hoffte, denn nach seinem vollen Werth es zu kaufen, hätte meine Sparbüchse nicht hingereicht, so machte ich einige Ausstellungen daran."

„Was? rief der Fuhrmann. Sie tadeln diese Geige? Man sagte mir doch, sie sei sehr gut; und sie ist auch gut, das sollen Sie gleich hören." Der Fuhrmann legte seinen großen dreieckigen Hut und seine Peitsche ab, faßte die Violine komisch genug, griff den Bogen auf eine schauderhafte Weise an, und entlockte jener die haarsträubende und ohrenzerreissende Weise eines Kirmsentanzes, so daß wir Alle unmäßig lachten und uns zuletzt die Ohren zuhielten. Mit einem Male endeten die harten und rauhen Töne und es säuselten Klänge wie Aeolsharfengelispel um uns her. Ein sanftes Präludium leitete einen zaubervollen Vortrag ein. Alles horchte und staunte, kein Athem war hörbar, meinem Vater rollten große Thränen über die Wangen, und als der Virtuose endigte, stürtzte er ihm in die Arme und rief: „Wer sind Sie? Sie sind kein Fuhrmann! Sie sind ein Engel!" — „Der nicht vom Himmel, sondern von Paris kommt!" ergänzte der Fremde lächelnd. „Ich bin an Sie empfohlen, hörte von Ihrer Kunstliebe, von Ihren holden musikalischen Töchtern, und erlaubte

mir, mich selbst bei Ihnen einzuführen. Vergeben Sie diese Zudringlichkeit einem Musiker, der sich Pierre Rode nennt."

„Rode! Rode! rief alles voller Staunen aus. Der Virtuose streifte seine Fuhrmannsblouse ab, und ward mit Bewunderung und Enthusiasmus willkommen geheißen."

„Im Verlauf des Gespräches ergab sich nun, daß Rode nicht allein, sondern in Gesellschaft Boyeldieu's nach Petersburg zu reisen beabsichtigte, von wo aus der Kaiserhof ihm die vortheilhaftesten Anträge und Anerbietungen gemacht hatte. Die Freude meines Vaters war unbeschreiblich. Er ruhte nicht, beide Künstler mußten ihre Wohnung in unserm Hause nehmen, und es begann eine Zeit musikalischer Genüsse für uns, die in solcher Vollendung nie wiederkehrten. Ich ward gewürdigt, Rodes Schülerin während der acht Wochen zu sein, auf welche meines Vaters Bitten den Aufenthalt der Künstler in Riga verlängerte. Auch gaben sie öffentlich mehrere äußerst besuchte Concerte, und begründeten schon hier den Ruf im Norden Europas, der dann später von Petersburg aus auf den glänzendsten Adlerschwingen flog. Die Hoffnung, Besitzerin jener Violine zu werden, mußte ich freilich fahren lassen. Sie war ein Geschenk von Rodes Lehrer, Viotti, von dem der dank-

bare Schüler, der nun selbst der ersten Meister einer war, uns viel Unterhaltendes zu erzählen wußte."

Madame Cardon endete ihre Erzählung und wir unsern Besuch. Ihr Gatte aber bewieß sich gegen uns gerade so gastfreundlich, wie sein Schwiegervater sich gegen Boyeldieu und Rode bewiesen hatte. Er räumte uns Zimmer in seinem Hause ein, bewirthete uns, arrangirte unsre Concerte, ließ für die Annoncen Sorge tragen, und so erblühten Giuliani und mir recht heitre, angenehme Tage und Stunden. Madame Cardon war so freundlich, auch in einem größern Concert mit uns aufzutreten, und wir zogen von dieser Güte einen wesentlichen Nutzen.

Jetzt lernte ich das sociale Leben von Marseille erst recht kennen, und es sagte mir außerordentlich zu. Ich hatte früher diese Stadt nur im Sommer gesehen; im Winter bot sie ein ganz andres Bild und in Herrn Cardons Hause fanden wir ganz die heitre Gastlichkeit des Nordens und dessen Kunstliebe, die beide in so hohem Grade in Riga heimisch sind. Cardon hatte dort die Kaufmannschaft erlernt, und die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Frau gemacht. Ohne selbst ausübender Künstler zu sein, hatte er doch Freude an der Kunst und ihren Genossen, pflegte und förderte sie gern, denn es machte ihn nicht nur der Besitz einer solchen Frau stolz und

glücklich, sondern er freute sich auch, durch nahe Verwandtschaft der Künstlerfamilie Cardon anzugehören, von welcher sich mehrere Glieder in Frankreich einen ehrenvollen und rühmlichen Namen gründeten.

Wir gaben eine ganze Reihe musikalische Soiréen in den Häusern der ersten und reichsten Familien. Eine Menge Kunstjünger schätzten sich glücklich, mit uns auftreten zu dürfen, und so füllte manch jung aufblühendes Talent die Pausen durch musikalischen Vortrag aus, die wir zur Erhaltung unsrer Kräfte machen mußten. Ansehnliche Honorare strömten uns in Fülle zu, wir theilten stets lachend wie einträchtige Brüder, und wurden mit guten und fröhlichen Kumpanen bei Wein und Spiel Vieles, ja das Meiste wieder los. Mein Leben war wieder ein recht äußerliches, in den Tag hinein sorgloses geworden; ich gab mich der Strömung hin, dem Grundsatz treu, daß das Glück am Schopf zu fassen, und der frohe Augenblick, der nicht wieder kehre, zu genießen sei.

Am Nachmittage vor unserm ersten großen Concert waren wir so fröhlich im Kreise der Kunstjünger, die uns unterstützten und die wir tractirten, daß ich unvermerkt ein Wenig zu viel trank, was mir hernach sehr unlieb war, denn mein Spiel fiel nicht zu meiner eignen Zufriedenheit aus, und es blieb auch von hell Sehenden nicht unbemerkt, daß

mir etwas Menschliches begegnet. Wir hatten eine Einnahme von 1800 Franken und es kam in den Zwischenacten schon ein Subscription auf ein zweites Concert zu Stande, von dem sich kein Zuhörer und keine Zuhörerin ausschloß. Da nahm ich mich besser zusammen, blieb fein nüchtern und wählte zum Vortrag meine Clarinettvariationen das schöne Thema: Wer niemals einen Rausch gehabt. Ich wurde wüthend applaudirt, man rief bis! da Capo! und ich mußte das Tonstück wiederholen. Madame Cardon spielte ein Concert von Rode, und Giuliani ein wunderschönes Potpourri eigner Composition mit seiner enormen Fertigkeit und der anerkannten Meisterschaft, mit welcher er sein schwieriges Instrument zu beherrschen wußte. Bald darauf erhitlten wir eine Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung eigenthümlicher Art. Es waren drei äußerst reiche türkische Kaufleute mit ihrem Schiff angekommen, logirten im Hotêl imperiale und trugen Verlangen, uns zu hören. Wir hatten zwar Orientalen zu sehen in Marseille täglich Gelegenheit, waren aber Beide niemals in deren häusliche Kreise getreten, daher schien es anziehend genug für uns, daß unsre Kunst auch den Söhnen des Morgenlandes und Bekennern des Islam dienen sollte, und wir waren sehr begierig, zu erfahren, ob es uns gelingen werde, den ernsten

und ruhigen Türken Beifall abzugewinnen. Wir verfügten uns an den Ort unsrer Bestimmung und ließen uns vor den Türken hören, welche keine andre Gesellschaft um sich hatten, als einen Dolmetscher und einige Sclaven. Es waren drei schöne Männer in den besten Jahren, zwei trugen wohlgepflegte lange Bärte, einer war bartlos; sie saßen nach ihrer Landessitte auf Polsterkissen, rauchten herrlichen Tabak und hörten mit größter Ruhe und bisweilen mit einem Wohlgefallen ausdrückenden Augenblinzeln unserm Spiele zu. Unsre Bewirthung war köstlich, und bestand neben dem, was die Jahreszeit bot, aus den erlesensten Weinen. Als wir endeten, wurden wir ersucht, am nächsten Abend wieder zu kommen, ohne daß uns ein Wort des Beifalls gesagt, oder eine Belohnung geboten worden wäre. Das erstere beleidigte unsern Künstlerstolz, und wir beriethen, ob wir zu den stummen Türken noch einmal gehen sollten oder nicht, die uns mit der ganzen Verachtung zu betrachten schienen, die sie in ihrer Heimath ihren Musikern und öffentlichen Tänzern zollen. Allein wir erfuhren am folgenden Tage, daß wir bei den Orientalen dieses Mal eine auserlesene Gesellschaft finden würden, was uns dann bewog, noch einmal unsre Kunst dort zu produciren. Und in der That, Alles kündigte heute den hohen Rang der

Fremden an. Wir fanden dort den Präfecten der Stadt Marseille, mehrere Consuln und Geschäftsträger auswärtiger Staaten, die ersten Honoratioren der Stadt, im Ganzen eine höchst brillante Gesellschaft von mehr als dreißig Personen, darunter auch einige Frauen aus der Levante, welche in ihrem schönen und reichen Nationalcostüm aller Augen auf sich zogen. Ihre Turbane blitzten von Diamanten. Wir thaten, als der musicalische Theil der Soirée begann, unser Bestes, darauf trat auch jener bartlose Türke auf und sang eine französische Arie. Er hatte eine entzückende Frauenzimmerstimme von großem Umfang, um die wir ihn nicht beneideten. Wir blieben bis Mitternacht und schieden vergnügt aus dem vornehmen und edlem Kreise.

Am andern Tage, als wir beim Kaffee saßen, kam der Türke, welcher gesungen hatte, in Geschäften zu Herrn Cardon, und da er wußte, daß wir bei diesem wohnten, so besuchte er auch uns, sagte uns für sich und seine Gefährten viel Schmeichelhaftes und händigte uns hundert Napoleonsd'or ein, sagte auch, daß er und seine Begleiter jedes Jahr ein Mal nach Marseille kämen, und daß wir dann, wenn wir auch anwesend wären, sie wieder mit unsrer Kunst erfreuen sollten.

Unser Aufenthalt dauerte jedoch nur noch wenige

Tage, und es hatte nicht den Anschein, als wenn wir gerade übers Jahr wieder in Marseille sein würden. Wir schieden dankbar von unserm gastlichen Wirth und seiner liebevoll gütigen Frau, mit den besten Empfehlungen nach Toulon an den dortigen Präfecten und angesehene Handelshäuser, und machten, da die Jahreszeit zur Landreise nicht einladend war, die Fahrt mit günstigem Winde zur See. Wir kamen am frühen Morgen im Hafen zu Toulon an, und traten in das erste, auf unserm Wege zur Stadt sich darbietende Kaffeehaus ein, um zu frühstücken. Keiner ahnete, daß einem von uns ein seltsamliches Abenteuer hier begegnen werde. Wie wir eingetreten waren, kam ein recht wohl gekleidetes, nicht mehr ganz junges Frauenzimmer uns entgegen, und fragte freundlich, was uns zu Dienst stehe? Dabei richtete sie ihre dunkeln Augen fest auf uns, und ehe noch unsre Antwort erfolgt war, stieß sie einen Schrei aus, und fiel in Ohnmacht. Ich rief nach Hülfe und alarmirte das Haus, während mein Gefährte bleich und zitternd stand, den Kopf in die Hand legte, sich an einer Säule hielt, und lautlos nach der ohnmächtigen Person hinstarrte, welche man aus dem Gastzimmer hinwegtrug, ohne daß sie aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte. Der Kaffee kam, Giuliani genoß fast nichts, nur ein Gläschen Likeur stürzte er

rasch hinunter, und als ich fragte: „Was bewegt Sie so sehr? Sind Sie nervenschwach, daß die Ohnmacht dieser Person Sie so alterirt? Ich weiß, es giebt Personen, die können, ohne selbst Ueblichkeit zu empfinden, Niemanden, übel werden sehen."

„Hernach, hernach!" seufzte Giuliani mit kummervollem Ton und Ausdruck. „Wenn wir in unserm Logis sind, sollen Sie alles wissen. Lassen Sie uns eilen, aus diesem Hause zu kommen!"

Höchst gespannt auf die Aufschlüsse, die mir über den räthselhaften Zusammenhang jener Ohnmacht und dieser Gemüthsbewegung meines musikalischen Freundes und Reisegefährten werden sollten, that ich nach seinem Wunsche und beschleunigte mein Frühstück.

Giulianis mit Seufzern und leidenschaftlichen Gesticulationen begleitete Mittheilung lautete:

„Jene Person, die uns im Kaffeehause nach unsern Befehlen fragte, ist — oder war vielmehr — meine Frau. Ich wohnte in Parma, und lernte sie damals als ein sehr junges Mädchen kennen, in welches ich mich sterblich verliebte. Fiora zählte erst funfzehn Jahre. Ich gab ihr Unterricht auf meinem Instrument, und hatte aus Liebe die größte Geduld mit ihr; auch bildete ich mir den schönen Traum aus, sie, die lenksame, fügige, noch ganz reine und unbefangene Jungfrau, die noch halb Kind war, für

mich zu bilden, zu erziehen gleichsam, und dann mit ihr das glücklichste Leben zu führen. Da es mir in der That gelang, sie so für meine Person einzunehmen, daß sie mit voller Seele hingebend an mir hing, und ihre Aeltern in ihrer Verbindung mit mir nicht minder ein Glück sahen, wie sie selbst, so vereinte mich der Segen der Kirche mit dem jugendlichen reizenden Geschöpf, wie ich wähnte, für das ganze Leben. Ein schönes, glückliches Jahr voll aller Süße der zärtlichsten gegenseitigen Liebe verfloß uns im Vollgenuß eines ungetrübten Daseins; wir lebten nur der Kunst und unserm Glück, das die Geburt eines Knaben noch erhöhte. Aber auch mir war beschieden, die Unbeständigkeit des Glückes zu erfahren, und vom Wetterstrahl des Unglücks zu Boden geschmettert zu werden. Ein Engländer, ein liebenswürdiger, schöner und reicher junger Lord kam von Mailand nach Parma, ließ sich bei mir einführen, bat, da er mich zum öftern spielen gehört und wahrgenommen hatte, daß ich mein Instrument, die Guitarre, auf eine höhere und würdigere Weise zu bewältigen wisse, als die stümpernden Alltagsklimperer, auf das Dringendste, ihn in Unterricht zu nehmen, bot ein reiches Honorar, das erwünscht kam, da ich bisher mehr dem Glück und der Liebe gelebt, als dem Erwerb, und so sah ich ihn denn eine Zeit-

lang täglich in meinem Hause, wo das harmlose, unbefangene, an Kindlichkeit grenzende Walten meiner Frau ihn entzückte. Ja, kindlich nenne ich sie mit Recht; sie hing an mir, der ihr an Jahren weit voraus war, mit der Verehrung, die ein dankbares Mädchenherz für einen ältern Freund, einen Lehrer, einen Vater empfindet, und die nur meine eigne blinde verliebte Thorheit für wahre, innige Liebe nahm. Der Engländer überbot sich in dankbarer Freundlichkeit gegen sie und mich, und ich hatte kein Arg, eben weil ich liebeselig und blind war. Der Trieb nach Veränderung des Wohnorts, der bei Künstlern unsrer Sphäre so naturgemäß ist, und so Manchen bis an sein Lebensziel von Lande zu Lande treibt, veranlaßte mich, ein Anerbieten meines, übrigens sehr gelehrigen Schülers anzunehmen, das meine Lage verbesserte, und Aussicht auf neuen Gewinn verhieß. Er stellte uns nehmlich ein Haus in Mailand, das er gemiethet, zur freien Disposition, da er dasselbe nur einige Monate im Jahre bewohne, und es hinreichend Gelaß für uns Alle darbiete. Dabei wußte er die Annahme dieses Erbietens als für ihn so vortheilhaft und erwünscht herauszustellen, ja sie als ein Opfer, daß ich ihm bringe, zu würdigen, da seine Geschäfte ihn nach Mailand zurückriefen, und er doch meines fortgesetzten Unterrichts nicht entbehren wollte,

daß ich nach mancher Weigerung einwilligte, um so mehr, da ich die Absicht hatte, in den Städten der Lombardei Concerte zu geben. Ich siedelte demnach mit den beiden Engeln, die das Glück in meine Arme gelegt, nach Mailand über, richtete für uns in dem zwar nicht großen, aber bequemen und reizend gelegenen Hause meines Schülers alles aufs Beste ein, und es setzte sich einige Monate lang das angenehmste Leben fort. Meine Geschäfte und die neuangeknüpften Verbindungen riefen mich oft vom Hause, indeß vertrieb der Engländer meiner Frau die Zeit durch Musik oder gewählte Lektüre, und ich hatte, da seine Annäherungen an sie stets in den Schranken der strengsten Ehrfurcht sich zu halten schienen, nicht die mindeste Ursache zur Eifersucht."

„Eines Abends kehre ich fröhlich aus einer Gesellschaft nach Hause zurück, finde die Stube leer, in welcher meine Frau mich sonst immer erwartete, glaube, sie habe sich, vielleicht ermüdet, oder unwohl, schon zur Ruhe begeben, trete in das Schlafzimmer, und sehe, daß auch dieses leer ist, und die Betten, selbst das des Kindes, unberührt sind. Ich schelle der Bedienung, ich rufe — alles bleibt still. Wir hatten blos ein Dienstmädchen, und dieses schien ebenfalls abwesend. Ein Besuch in der Nachbarschaft, denke ich, da das Kind mitgenommen worden, und folg-

lich auch das Mädchen, und schicke mich an, zu warten, doch mit einem voll Ungeduld und Unruhe klopfendem Herzen, denn die Zeit zu Abendbesuchen war vorüber. Ich gehe nach den Zimmern des Freundes, des Schülers — auch diese sind verschlossen; ich rufe nach seinem Bedienten, er ist nicht zu finden."

„Wachsende Angst und Sorge trieben mich aus dem Hause; ich klopfe bei den Nachbarn an, die wir gut kannten, frage, ob sie meine Frau nicht gesehen, nicht den Engländer? Niemand hatte meine Frau gesehen, aber der Lord, meinte man, müsse abgereist sein, denn man habe ihn zwischen sieben und acht Uhr, gefolgt von seinem Bedienten, der einen Koffer getragen, hastigen Schrittes die Straßen durcheilen sehen."

„Verreist, abgereist? Ohne mir ein Wort zu sagen, mir, dem bisher alles vertraut worden war? Dieser Gedanke übergoß mich mit Entsetzen. Sollte Fiora? Unmöglich! Mein Gehirn brannte; ich stürzte in meine Wohnung zurück, und brach, da kein Schlüssel sich fand, die Thüre des Kleiderschrankes meiner Frau auf, er war zum größten Theile leer und sein ödes Dunkel starrte mich an wie die Augenhöhle eines Todtenschädels. Im Innersten vernichtet, ganz zermalmt von dem Gedanken solchen grenzenlosen an mir verübten Frevels stürzte ich zu Boden und eine Ohnmacht verhüllte mir stundenlang das Bewußtsein

des Verbrechens. Es war tief in der Nacht, als ich mich erholte, und meine verworren sich durchkreuzenden Gedanken zusammenraffte. Ich war allein — oh, schrecklich allein — und es ist doch nicht gut, daß der Mensch allein sei, so allein, nicht gut! Zum Postbureau schleppe ich mich, rufe, klopfe, läute, Alles schläft den trägsten Schlaf, während ich verzweifle. Endlich werden drinnen scheltende Stimmen laut, und die Schaarwache kommt, und will mich als einen nächtlichen Ruhestörer in Haft nehmen. Mit Mühe begütige ich, und gebe halb und halb meine Schmach preis, und dennoch erfuhr ich nichts, als daß der Engländer mit Extrapostpferden um acht Uhr nur in Begleitung seines Bedienten auf der Tour nach Pavia abgereist sei." —

„Als es Tag war, o welch ein schrecklicher, grausenvoller Tag für mich, und ich in der verödeten Wohnung, die Quaalen der Hölle im Herzen, verzweifelnd lag, erschien ein Diener des Hausbesitzers, mit einem Billet, das die Anzeige enthielt, die Miethe des bisherigen Bewohners sei abgelaufen und die höfliche Anfrage, ob ich vielleicht gesonnen sei, in die Miethe einzutreten?"

„Mit Hohnlachen riß ich den Brief in Fetzen, und trieb mit Reden, die wie Lästerungen des Wahnwitzes klangen, den bestürzten Diener von dannen." —

„Jahre sind vergangen, nie sah, nie hörte ich, aller Erkundigungen ohngeachtet, wieder etwas von ihr, noch von dem Kinde, das die undankbare, grausame Schlange mir tückisch vom Herzen gerissen, und nun begreifen Sie wohl meinen vernichtenden Schmerz, als sie mir heute entgegentrat in Gestalt einer dienenden Magd, und das centnerschwere Bewußtsein ihrer ungeheuern Schuld sie zu Boden warf, welche, wie es scheint, die Hand der allrächenden Nemesis schon in den Staub beugte.““ —

Der Erzähler schwieg, auf das Heftigste erschüttert, und ich verstummte vor dem Schreckniß. Eine ganz romanhafte Begebenheit trat plötzlich wahr und verkörpert in die Gegenwart und mußte, dieß fühlte ich, zu einer Erläuterung und Lösung kommen, die, das war zu fürchten, tragisch enden konnte.

Sechstes Kapitel.

In die Schweiz.

Mein Gefährte blieb nach seiner Erzählung anhaltend bestürzt, und kummervoll bewegt; er schien einen Kampf in sich durchzukämpfen und mit sich widerstreitenden Entschlüssen zu ringen. Ich, schon gewohnt, mich mehr als er, den Anordnungen und Vorbereitungen zu unterziehen, welche ein Concert erfordert, widmete mich dieses Mal ganz den materiellen Geschäften, und ließ den Freund ungestört. Endlich aber erklärte er mir, daß es ihm unmöglich sei, auch nur eine Note zu spielen, bevor er nicht völlig aufgeklärt sei, wie es um Fiora stehe, und was aus seinem Kinde geworden, und so erbot ich mich, vorerst statt seiner die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieß Erbieten nahm Giuliani mit dem größten Dank an; ich begab mich in jenes Kaffeehaus und fragte nach der Person, welche Tags zuvor bei meinem und meines Gefährten Eintritt ohnmächtig geworden. Man sagte mir, daß sie krank

danieder liege, daß ein plötzlicher Schreck, dessen Ursache sie verhehle, ihr den Unfall zugezogen, und der Arzt ihr geboten habe, sich ruhig zu verhalten. Ich sagte, daß ich einen Auftrag für sie habe, und sehr wünsche, sie ohne Zeugen sprechen zu dürfen, und fügte hinzu; daß das, was ich ihr mitzutheilen habe, solcher Art sei, daß es ihr Befinden nicht verschlimmern werde.

So sah ich mich denn der Treulosen gegenüber; sie weinte laut, als ich mich ihr als Abgeordneten ihres getäuschten und verlassenen Gatten nannte, und schlug beide Hände vor ihr Gesicht, das trotz der vergangenen Jahre, trotz der ertragenen Leiden, trotz der dürftigen Stellung noch Spuren hoher Schönheit trug, die nur jener Schmerzenszug überflorte, der manches Frauenantlitz anziehend und unwiderstehlich macht. Voll Leidenschaft gab sie sich allen möglichen schrecklicheu Befürchtungen hin. „Wollen Sie mich meinem Asyle entreissen? Wollen Sie mich den Gerichten überliefern in seinem Auftrag? O haben Sie Erbarmen, Herr! Tödten Sie mich nicht, decken Sie vor der Welt meine Schmach nicht auf! Habe ich doch furchtbar und unsaglich für meinen Treubruch an dem Manne gelitten, dem ich zum Altar gefolgt, ehe ich wußte, was Liebe war!"

Ich suchte sie zu beruhigen, fragte, was aus

ihrem und Giuliani's Sohne geworden, und vernahm mit Freude, daß dieser lebe, hier sei, und daß sie an ihm ihre Mutterpflichten nach Kräften erfüllt habe. Dieß war mir vor der Hand genug; ich bat sie, nichts Schlimmes zu gewärtigen, und sagte ihr, daß ihr schwer beleidigter Gatte viel zu edlen Herzens sei, als daß er irgend eine fremde strafende Gewalt gegen sie anrufen werde. Den Sohn von ihr zurück zu fordern, dazu habe er freilich ein Recht, und ihr selbst müsse das lieb und willkommen sein.

Am folgenden Morgen trat sie, einen holden und gutgekleideten Knaben an der Hand, in unser Zimmer, und warf sich zu Giulianis Füßen, in einen Thränenstrom ausbrechend, und die erschütterndsten Worte an ihn richtend, der weit mehr schmerzvoll als zürnend von ihr halb abgewendet stand. „Höre mich, mein schwerbeleidigter Gatte, höre mich, ehe Du mich richtest! Ich komme nicht, um Deine Verzeihung zu betteln, denn ich verdiene keine; ich komme nicht um Ansprüche zu erheben, denn ich habe keine mehr an Dich! Ich will Dir nur sagen, daß ich elend, grenzenlos elend geworden bin, daß ich den Himmel an Deiner Seite hingab, um an der eines Teufels die Hölle im Menschenherzen zu finden und ihrer Quaal und Verdammniß theilhaftig zu werden! — Ich war eine unerfahrene Person, ich kannte die Liebe

nicht — ihre Höllenflammen nicht, die jener Verführer mir einzuflößen wußte, dem Du so unbedingt vertrautest. Er überredete mich zur Flucht, ich sollte auch unser Kind verlassen, dieß vermochte ich nicht. Mit tausend Scheingründen bestürmte er mein Pflichtgefühl, mein Gewissen. Er sagte, für jeden Künstler Deinesgleichen sei eine Frau nur eine Bürde, die ihn seiner Kunst entziehe, ich könne Dir keine größere Liebe beweißen, als wenn ich Dich verließe. Ach, was rede ich — ich nahm das Kind mit, unser liebes unschuldiges Kind. Hierher, nach Toulon richteten wir unsre Flucht, hier lebten wir unter verändertem Namen, er mit dem Frohgefühl eines Elenden, ich mit nagendem Gewissen, und nur zu schnell enttäuscht; unser Kind war ihm im Wege, er wurde meiner selbst bald müde und nach zwei Monaten sah ich mich plötzlich verlassen und der Schmach, den Jammer und dem Mangel Preis gegeben. Ich mußte Erwerb suchen für mich und mein Kind; um keinen Preis hätte ich vermocht an Dich oder meine Aeltern reuig zu schreiben, ich wollte für euch alle tod sein, nur dem Kinde leben. So nahm ich niedre Dienste, büßte im Staube meine Schuld ab, und hielt mich fortan rein und redlich. Ich habe Deinen Knaben zur Schule geschickt, ich habe ihm Religion und Tugend gelehrt, ich überliefre Dir ihn gesund und blü-

hend, o laß das Kind nicht entgelten, was seine Mutter verbrach, nimm Dich seiner an, auf daß er mit Ehren einen Namen führe, den seine Mutter in den Koth trat."

Giuliani umarmte weinend das Kind, und die Flehende brach in laute Dankesäußerungen aus. Er hieß sie aufstehen und sich fassen. „Du fühlst, daß Du Dich selbst von mir geschieden!" sprach er bekümmert. „Du hast mir mehr Schmerz verursacht, als je ein Mann in gleicher Lage wie ich, empfunden hat, doch das Schicksal hat mich gerächt, darum sei Friede zwischen uns. Für den Knaben werde ich sorgen."

Sie wankte erschöpft hinweg, ich geleitete sie, die in Thränen zerfloß, der Knabe ging mit uns; man gab auch ihm in dem Kaffeehause wo seine Mutter diente, Kost und Wohnung. Ich fragte Fiora im Gehen nach dem Namen ihres Verführers, und mein Blut erstarrte, als sie ihn nannte; es war derselbe Mann, der ein von mir so heiß geliebtes Wesen in Paris verlassen, und spurlos verschwunden war, nur daß sein verderblicher Plan ihm dort nicht gelang, und an einem edlen und starken Charakter die Künste gescheitert waren, mit welchem er bei der jugendlichen Unerfahrenheit und vielleicht überwiegenden Sinnlichkeit Fiora's leichtes Spiel hatte. Ich

mischte meine Verwünschungen dieses Elenden mit denen der durch ihn lebenslänglich Unglücklichen.

Unter solchen Umständen beschloß mein Reisegefährte in Toulon kein langes Verweilen, doch gaben wir zwei Concerte, welche äußerst zahlreich und besonders von Militair besucht waren. Giuliani empfahl seinen Knaben der Sorgfalt eines ihm befreundeten Officiers und bestimmte ihn für den Soldatenstand, indem er ihn in eine Militairschule brachte, und Kost und Unterricht auf ein ganzes Jahr vorausbezahlte.

In dieser Zeit umwölkte sich immer drohender der politische Himmel gegen Napoleon und Frankreich. Es erfolgte die Allianz zwischen Preußen und Rußland, es erfolgte jene glorreiche Erhebung Preußens, auf welche jetzt mancher Malkontente, so sehr, wie mancher Uebermüthige, mit spöttischer Verachtung blickt, weil nicht alle Hoffnungen sich erfüllten, die an jene Erhebung sich knüpften. Dennoch war und bleibt sie ein großes Zeichen der Zeit, ein sichtbares Walten der Vorsehung, ein Zeugniß dessen was die Völker vermögen, wenn ein ernster, heiliger Wille sie beseelt, ein Warnungsspiegel für alle und jede Tyrannei. Aber an die Erhebung Preußens schloß damals sich noch nicht die von ganz Deutschland, und der wieder kräftige Gewalthaber zog zu neuer Län-

derunterjochung aus. Heere wogten gegen Heere, Könige zitterten. Reiche bangten hoffend oder zagend den Erfolgen des neuen Feldzugs entgegen.

Wir glaubten wohlzuthun, unsre Kunst in Gegenden zu tragen, welche dem Kriegesgewitter und der ängstlichen Stimmung, die dessen neues Ausbrechen überall veranlaßte, möglichst fern lagen, doch war die Wahl schwer, denn allenthalben war stille Gährung, allenthalben waren Späher im Solde der Despotie, unsichtbar wankte schon das französische Joch. Es ist keine Zeit für Concerte, wenn allenthalben Kanonen und Pulverwagen über die Heerstraßen rollen. Wir beschlossen nach Straßburg zu reisen, und führten diesen Entschluß aus, indem wir wieder die Rhone aufwärts gingen, von deren schönen Ufern ich nun in Lyon zum letzten Male Abschied nahm.

In dem kleinen Verdün schied ich auch von der Saone und beschritt eine Reisebahn, auf der mein Fuß noch niemals gewandelt. Unser Weg führte uns dem Doubs entgegen und in die, an seinem Ufer in der weiten vom fernen Jura begrenzten Ebene heiter liegende Stadt Dole, in welcher wir aber nicht verweilten, sondern unsre Weiterreise beschleunigten, um noch vor Einbruch der Nacht das ungleich bedeutendere Besançon zu erreichen, wo Giuliani Briefe erwartete. Der glückliche Mann;

er hatte liebende Verwandte, die sich um ihn kümmerten, um ihn besorgt waren; ich hatte Niemand, der an mich schrieb, der Theil an mir nahm, und ich durfte nicht einmal darüber klagen, hatte ich doch selbst es verschmäht, Bande zu knüpfen, die mich sanft umschlungen haben würden. Ich reifte schon dem Alter zu, und stand noch allein in der Welt, und hatte die trübe Aussicht, immerdar allein in ihr zu stehen, ein heimathloser abenteuernder Landfahrer.

Wir fuhren längs des stattlichen und breiten Napoleonscanales, der in gerader Linie die vielen Krümmungen des Doubs überholt, durch eine recht anmuthige Landschaft, welche im Sommer von unvergleichlichem idyllischen Reiz sein muß, und welche man mit dem schönen auszeichnenden Namen des Thales der Liebe belegte. Gerade diese Benennung regte in mir die wehmüthigen Betrachtungen an, welche an das Glück der Liebe sich knüpften.

Oft hörte ich Unverheirathete mit dem Glück ihrer Freiheit und Unabhängigkeit sich rühmend brüsten, und ich selbst war wohl thörigt genug, einzustimmen in dieß überhebende Preisen einer Stellung, die sich von aller Umstrickung emanzipirt. Der also Freie kennt nicht die bange Sorge beim Erkranken eines ihm liebend Angehörigen, die kummer- und thränenvoll durchwachten Nächte, noch weniger den

tiefen Schmerz beim Verluste einer Gattin, eines eignen Kindes; er kennt die Sorge nicht für den Unterhalt der Angehörigen, nicht das tausendfache Bangen um ihr leibliches und geistiges Wohl; auch die Opfer kennt er nicht, welche dem Hause, der Familie gebracht werden müssen, wenn die äußern Verhältnisse nicht glänzende sind. Aber alle diese Sorgen, Schmerzen und Opfer will das Leben, es fordert sie gebieterisch, und straft an denen, die sich seinen Anforderungen entziehen, oft streng das Auflehnen gegen die weisen Anordnungen und ewigen Gesetze der Natur. Sie straft mit Vereinsamung des Gefühls, mit Verödung des Herzens. Sie straft mit Versagung des lächelnden Grußes der Liebe, der Freude am Wohlgelingen unsers Schaffens und Wirkens für den häuslichen Heerd, des Glückes, das wir im Glück und der Zufriedenheit unsrer Angehörigen finden; sie straft mit Reue und Menschenfeindlichkeit, und der Vater, der am Grabe seines Kindes weint, ist beneidenswerther, als der Einsame, dem nie das Engelauge seines geliebten Kindes anlächelte.

Wir erreichten das zum Theil vom Doubs umarmte Besançon, das mit seiner Citadelle malerisch zwischen Waldbergen liegt, aber nicht eine heitermoderne, sondern mittelalterlich düstre Physionomie zur Schau trägt. Giuliani fand die gehofften Briefe, und noch

mehr, er fand einen alten lieben Freund, der ihn überredete, ihn nach Paris zu begleiten. Auch mir wurde dieser Antrag gestellt, doch hatte ich kein Verlangen mehr nach Frankreichs Hauptstadt, denn ich konnte keine Hoffnung an sie knüpfen. Meinem deutschen Vaterlande schon so lange fern, gab ich einem stillen, spät erwachten Sehnsuchttriebe nach, und trennte mich auf freundliche Weise von dem bisherigen Gefährten, der mir durch seine Bildung und seine Humanität nicht minder lieb und achtungswerth geworden war, wie durch seine große Künstlerschaft, in der ihn von den vielen Guitarrevirtuosen, die ich vor und nach meiner Verbindung mit ihm gehört habe, keiner übertraf.

Ich stand nun abermals ganz allein, mit der eigenthümlichen Empfindung im Herzen, die jede Trennung erzeugt. Es ist stets eine Leere, welche sich seltsam fühlbar macht; man glaubt sich freier, denn jede Liebe, jede Freundschaft, sei sie noch so hoch und heilig, fordert theilweise Beschränkung unsrer persönlichen Gewohnheiten und Neigungen als erstes Opfer von uns, welche Forderung die Trennung wieder aufhebt. Man hat mehr Zeit für sich, für das eigne Selbst. In manchen Fällen kann dieses Hervortreten eines naturgemäßen Egoismus sogar ein vorübergehendes Wohlgefühl erregen, in den meisten

Fällen aber ist die Empfindung, die uns bei derartigen Trennungen befällt, eine drückende und lastende.

So wurde sie es damals mir, wurde es um so mehr, da ich kein rechtes Reiseziel hatte, weil das vorgenommene durch die Willensänderung des Gefährten aus dem Gesichtspunkt entrückt war. Ich hatte in Straßburg so wenig etwas zu suchen, als in jeder andern Stadt, und beschloß vorerst nach Basel zu reisen. Durch reizende Gegenden zog ich über Clerval, Belfort und Altkirch, ein einsamer Pilger, und labte mein Auge am Anblick der Vogesen, deren Häupter freilich noch von Schnee überdeckt waren. Die Gebirgsbäche waren angeschwollen; es wurde Frühling. Mein Herz hatte kein Frühlingsgefühl.

Das altberühmte Basel erreicht habend, nahm mich an der Brücke, welche Groß- und Kleinbasel verbindet, der Gasthof zum Storch unter seine Fittige. Ernst über den Verfolg meiner Kunstreise auf eigne Hand nachsinnend, kam mir der Gedanke, mehr als bisher mich an Künstler-Renomméen anzuschließen, wo möglich selbst eine solche zu werden, mir in der Schweiz und in Deutschland durch mein Spiel einen geachteten Namen zu erwerben, und irgendwo und wie eine feste Anstellung als Musik-Lehrer an einen Institut, oder als Mitglied einer Kapelle zu suchen. Schade, daß ich solchen Vorsatz nicht längst gefaßt

und ausgeführt hatte, die Heimath, oder doch mein großes Vaterland hätte mein Talent gewiß gewürdigt; so hatte ich das Vaterland verlassen, verläugnet, war der fremden Lockung gefolgt, unter Fremdlingen selbst ein Fremdling geworden, der fast die Sprache seiner Heimath verlernt hatte, und kehrte nun zur allerungünstigsten Zeit zurück, wobei ich wenigstens wohl that, in eine der Musik am günstigsten Städte mich zu begeben. In Basel bestand eine stehende Concertgesellschaft, gebildet aus zahlreichen Musikfreunden und mitwirkenden Dilettanten. Ich wandte mich an ihren Direktor, den geschätzten Johann Tollmann aus Mannheim, und fand in ihm einen ganz für Musik glühenden und begeisterten Mann, dessen Humanität und uneigennützige Freundlichkeit gegen fremde Künstler zu bekannt sind, als daß ich sie anzurühmen brauche. Auch ich erfuhr in vollem Maaße seine Güte und dankte ihm das Auftreten in zwei Concerten, die mir ein Honorar von funfzehn Carolin eintrugen. So gut hat mich nie ein Fürst honorirt, als die Gesellschaft der Liebhaberconcerte in Basel. Ich schied von dem menschenfreundlichen Tollmann mit bestem Dank, und sah mich durch diesen günstigen Anfang meiner musikalischen Laufbahn im Schweizerlande höchlich aufgemuntert und ermuthigt.

Es ist etwas Großes um frischen Lebensmuth.

Er trägt den Keim alles guten Glücks und Wohlgelingens unsrer Bestrebungen schon in sich. Von Frühlingshauch umweht, in froher Stimmung und stillversunken in das Anschaun der schon so oft und viel und mit vollem Recht gepriesenen Natur des schönen Schweizerlandes, reiste ich von Basel rheinaufwärts, folgte dann eine Strecke der heitern Aar, und ließ mich von der Limmat, dem Ausfluß des Züricher Sees nach Zürich leiten, wo ich mich unter den Schutz des renommirten Schwertes stellte. Als ich mir das Fremdenbuch vorlegen ließ, fiel mein erster Blick auf den Namen einer mir bis jetzt noch nicht begegneten, der Sache nach aber für mich höchst interessanten Persönlichkeit, nehmlich einer Clarinettvirtuosin. Virtuosinnen auf diesem so schweren und schwierigen Instrumente sind aber schon deshalb selten, weil dasselbe sich so wenig wie Fagott oder Trompete für ein Frauenzimmer eignen will; erregt doch schon der Anblick einer Flötistin in dem, ihrer nicht gewohnten Zuschauer ein Gefühl, als sei dieses oder jedes andre Blaseinstrument für die weibliche Brust ebenso unpassend, als für die Weiblichkeit überhaupt. Es war Demoiselle Caroline Schleicher, welche im blühenden Alter von neunzehn Jahren mit ihrem Vater und einer ältern Schwester mehrere Kantone der Schweiz regelmäßig bereiste, nachdem frü-

her alle Drei bei dem Züricher Concertverein förmlich angestellt waren. Der Vater war Virtuose auf dem Fagott, die ältere Tochter spielte vorzugsweise Violine, doch auch Clarinette, während die jüngere ebenso die Violine beherrschte. Eine Jugenderinnerung brachte mir jenen herumziehenden musikalischen Vagabunden, der mir auf dem Spessartwalde einst aufstieß, mit seinen armen musikalischen Töchtern in die Gedanken, aber hier fand ich einen so würdigen Gegensatz solcher leidigen Abenteurer, daß ich mich wahrhaft freuen durfte, in den Kreis dieses Trios befreundet getreten zu sein, und nur mit großer Achtung kann ich dieser wahren Künstler-Familie gedenken. Demoiselle Coroline Schleicher bewährte sich als Meisterin auf der Clarinette; ich hatte das Vergnügen, in einer vielbesuchten Production ein Doppelconcert mit ihr zu blasen, und empfing, im traulichen Kreise mit dem einfach natürlichen und bescheidnen Künstlerkleeblatt manche anziehende Mittheilung aus ihrem Leben. Da dieses Leben in der Geschichte musikalischer Künstler nicht unaufgezeichnet geblieben, so darf ich darüber schweigen, habe mich aber später oft und innig gefreut, von Caroline Schleicher, hernachmals verehelichte Krähmer zu hören, daß sie ihre Laufbahn mit Ruhm und Ehren verfolgte, und ein Glück erreichte, das im Ganzen doch selten den Künstlern und

noch weniger den Künstlerinnen zu Theil wird, denen vom Schicksal geboten ist, wandernd und reisend ihren Erwerb zu suchen. Auch Zürich bot mir nicht, was ich suchte, feste Stellung. Mein Spiel gefiel, allein es war kein Platz für mich offen, obschon es nicht an zahlreichen Musikvereinen fehlte. Der Winter war vorüber, die regelmäßigen Concerte hörten auf; so blieb mir nichts, als den schönen Umgebungen des lebhaften Zürich und seinem anmuthigen See, nachdem ich nur flüchtig beschauend ihre Reize in mich aufgenommen, Valet zu sagen, und mein Stab weiter zu setzen. Es wurde mir überhaupt wenig Hoffnung gemacht, während des Sommers in den Hauptstädten der Schweizer-Cantone mit Concerten zu reussiren, indeß beschloß ich, dennoch in der Schweiz zu bleiben, da in dem kriegbewegten Deutschland noch viel weniger als hier für mich zu hoffen war. Gegen Mangel schützte mich ein kleines in günstigen Tagen der letzten Zeit, wo ich mit Giuliani gereist war, zurückgelegtes Kapital und der Besitz mehrer werthvoller Instrumente, die ich allmählig zu veräußern gedachte, da es, wie hoch ich auch dieselben schätzte, weil sie meist Gaben befreundeter Hände waren, allzu beschwerlich und kostspielig für mich wurde, sie mit mir umherzuführen.

Man hatte mir gesagt, daß ich am besten thun

werde, nach Bern zu gehen, und ich nahm mir vor, diesen Rath zu folgen, mein Heil zu versuchen, und wenn es mir nicht glücken sollte, mich dort fixirt zu sehen, einen Excurs in das Berner Oberland zu machen, und die Alpen in ihrer Pracht und Erhabenheit mir nahe zu besehen. Mein Herz mußte sich der Natur anschmiegen, denn ich hatte ja keine Menschenseele mehr, die ich meiner liebend denken gewußt.

Mein Reiseweg bot Naturfreuden in reicher Fülle dar. Der Lenz war als siegreicher König eingezogen, dem zu huldigen, selbst die republikanische Schweiz nicht das mindeste Bedenken trug.

Ich ging nach Bremgarten und grüßte dort das romantische Thal der Reuß, deren raschen Laufe ich bis Mellingen folgte, bis zu dessen Umgebung vor Zeiten mächtige Wogenfluth ungeheure Granitblöcke oon den Alpen herabwälzte, die noch immer dort verstreut liegen. Bald lachte mir von sonniger Anhöhe das heitre Schloß über Lenzburg entgegen, und ich säumte nicht, den Berg zu besteigen und mich an der herrlichen Fernsicht, die sich droben gewährt, zu erfreuen. Nach kurzer Rast eilte ich dem geschichtlich merkwürdigen Aarau zu, wo ich in einem der Liebhaberconcerte auftrat. In Aarau traf ich mit einem Handelsreisenden zusammen, der die Güte hatte, mich mit nach Bern zu nehmen, und wir eilten auf gu-

tem und kürzesten Wege dieser berühmten Stadt zu, die mit der Reinlichkeit ihrer breiten Straßen, ihren langhingestreckten Arkadengängen vor den Häusern, ihren zahlreichen Brunnen auf den Fremden einen sehr vortheilhaften Eindruck macht. Bei Tische wollte ein günstiger Zufall, daß ich Nachbar eines Mannes wurde, der sich als enthusiastischen Musikfreund und Kenner kund that, und mit dem ich bald in ein lebhaftes Gespräch mich verwickelt sah. Herr von Wolf war Attaché einer Gesandschaft, und gerieth in Entzücken, als ich gesprächsweise fallen ließ, daß ich im Besitz einiger Violinen von Stainer und Amati sei. Eine Stunde später besaß ich eine Violine weniger und hatte dafür 55 Louisd'or in der Tasche, welche ich zum Reisegeld auf die Alpen bestimmte. Ich besah mir das schöne stattliche Bern, sein hochragendes Münster, und dessen oft beschriebene Sehenswürdigkeiten, sein Museum, und seine Bärenbehälter, aus denen der große Kaiser der Franzosen die Bären als Triumphinsignien nach Paris schaffen lassen, und hatte nur zu bedauern, daß das schöne Hotel de Musique, in welchem auch das Theater befindlich ist, dermalen verwaist stand.

Neben jenem musikalischen Gesandschaftsattaché hatte ich an der Tafel im Falken die Bekanntschaft zweier Reisenden aus Breslau gemacht, welche dem

Berner Oberland einen Besuch zudachten, und da es sich in nicht großer Gesellschaft stets besser reist als allein, zumal in einem Gebirgsland, so vereinigten wir uns zu gemeinschaftlicher Berg- und Alpenfahrt. Mit steigendem Entzücken näherten wir uns der immer majestätischer vor unsern Blicken sich erhebenden Gebirgswelt, deren beeiste Kronen und Zackenhörner leuchtend in die Thäler schauten. Unser Weg führte uns immer längs der Aar, der muntern Tochter des Grimsel hin, die starken Falles, (er beträgt von Thun bis Bern 219 Fuß,) und daher raschen Laufes, entgegenkommt, um in die Umarmung des Rhein zu eilen, der bei der Vereinigung an Größe ihr nachsteht. Da in Folge des Falles die Schifffahrt aufwärts nur langsam von Statten geht, so hatten wir den Landweg vorgezogen. Das kleine alterthümliche Städtchen Thun bot uns wenig Anziehendes. Wir enteilten seinen Mauern bald, und ließen uns zu einigen Aussichtspunkten geleiten, von denen der St. Jacobs Hügel die umfassendste bot. Ein reiches Bergpanorama breitete sich vor unsern Blicken aus. Das Stockhorn hob sich ganz nahe imposant empor, die Aletsch-Gletscher, Vieschaar- und Oberaar-Gletscher glänzten herüber, und in den herrlichen spiegelnden See warfen die Grindelwald-Gletscher, das Schreckhorn, Finster-Aarhorn und die Jungfrau ihre

blendenden Bilder. In solcher Nähe der erhabenen Alpenwelt erwacht lebendig der Wunsch in der Menschenbrust, ihr noch näher zu treten, und von jenen ragenden Hochgipfeln herabzublicken auf das niedere Land.

Wir dingten in Thun zwei Führer, und rüsteten uns zur Besteigung des Stockhorns, die uns minder schwierig dargestellt wurde, als jene der Gletscherberge, obschon die abentheuerliche Form dieses einer gigantischen Thurmruine ähnelnden Berges ziemlich abschreckend und den Unkundigen unersteigbar erscheint. Wir brachen in der Nacht auf, und nahmen auf den Rath unsrer Führer nicht den geraden Weg zum Gipfel von Thun aus, der als allzurauh und beschwervoll verrufen ist, sondern wanderten über Amsoldingen an nachtüberschleierten, geheimnißvoll ruhenden See in welchen die schon glühenden Gletscherhäupter ihr Purpurrosenlicht warfen, dem Simmenthale zu, wodurch wir einen Theil vom Fuß des Berges umgingen. Der grüne Alpenfluß rauschte anmuthig durch die Frische des Lenzmorgens, und als dieser auch die niedriger gelegenen Höhen mit seinem Licht übergoldete, hatten wir Erlenbach schon hinter uns, das sich heute ungewöhnlich früh belebte, weil einer seiner vielbesuchten Viehmärkte gehalten werden sollte, zu welchem aus den zahlreichen Dörfern des Simmenthales eine Menge Landleute her-

beiströmten, die prachtvolles Alpenvieh nebst Pferden zu Markte führten. Aus Tracht und Anstand dieser Alpenbewohner gab sich die Wohlhabenheit kund, die eine der Auszeichnungen des gesegneten Simmenthales ist. Dieses Thal erschien uns, als wir es bei seinem Eingang betraten, rauh und düster. Stockhorn und Niesen stoßen hier am Fuße zusammen und bieten in gigantesken, doch herrlich von der Alpenflora überblühten Felsformen ein romantischschauriges Bild. Doch schon nach Latterbach und Erlenbach zu wird der Anblick milder und freundlicher, und im Verfolg des Thales, das wir später weit überblickten, zeigt sich dasselbe höchst anmuthig, mit Ortschaften, alterthümlich gebauten Einzelhöfen, Burgen und Burgtrümmern wie besäet, während der Smaragdschmelz seiner Wiesen mit dem hellern und tiefern Grün der ausgedehnten Bergwälder harmonisch wechselt, und Felsen, Bergbäche und Kaskadellen das schöne Bild einer Schweizerlandschaft vollenden, dessen südlichen Rahmen die fern herüberleuchtenden Gletscherwände des Diableret, Dungel, Geltenhorn und Gemmi-Passes bilden.

In Erlenbach hatten wir den gut fahrbaren Thalweg verlassen, und stiegen nun an der Südwand des Stockhorn empor. Ein kleines Bassin, in beträchtlicher Höhe über der Thaltiefe, dessen Najade den

Erlenbach aus ihrer Urne gießt, bot in seiner Nähe einen herrlichen Ruheplatz, an welchem wir uns mit vollem Entzücken den Eindruck überließen, den die Pracht der Alpennatur an sonnigen Tagen auf jedes Herz macht. Ich hatte mein Instrument einem der Führer gegeben, und auch ein Waldhorn mit herauftragen lassen, und weckte nun bald mit diesem, bald mit jenem die Echo in den bewaldeten Höhen. Bald antworteten den musikalischen Rufen von nahen Weideplätzen die Klänge des Alphorns, nebst muntrem Jodeln der Senner und es zog ein melodienreiches Grüßen von Alpe zu Alpe durch den jungen wonnesamen Morgen. Wir stiegen höher, nicht sonder mannigfache Beschwerde, besonders für meine Gefährten aus Breslau, denen die große und kleine Sturmhaube, das hohe Rad und die Riesenkoppe ihres heimathlichen Gebirges bisher für das Nonplusultra mächtiger Berghöhen gegolten. Hier war ein Berg von 6767 Fuß zu ersteigen, der immer noch klein war gegen die Berggiganten, die von seinem Hochgipfel gesehen, in unaussprechbarer Hoheit ihre Kronen aus ewigem Eis und ewigem Schnee in einem weitem Halbkreis zum Blau des Aethers erhoben.

Wir standen gegen Mittag staunend, anbetend auf dem rothgrauen Felsen-Gipfel des Stockhorn, und ließen uns die anziehendsten Punkte der Aussicht

von dem Führer nennen. Weit flog der Blick nach Westen und Norden in das niedrigere Land. Die Spiegel der Seen von Neuenburg, Morat und Biel blitzten fern herüber. Wir sahen Freiburg, Bern, und konnten weit den geschlängelten Lauf der Flüsse verfolgen. Im Osten zog sich die Bergkette des Entlibuch weit nordwärts, und der Blick kehrte an ihrer Wand zurück, um auf dem Thuner See zu weilen, und die Gletscherberge zu bewundern, welche wie ewige Hochwächter um sein tiefes Bette stehen. Faulhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Finster Aarhorn, Mönch, Jungfrau, Gespaltenhorn, Doldenhorn und so viele Andre erfüllen die Seele mit Staunen und mit Bewunderung der göttlichen Allmacht, welche sich hier die erhabensten Tempel erbaute.

Berge von der Höhe des Stockhorns gewähren übrigens auf ihren Gipfeln doch nicht den Hochgenuß im wörtlichsten Sinne, den die Gipfel deutscher Binnengebirge, die nur bis etwa 3000 Fuß ansteigen, darbieten. Nur der Umstand, daß ein ganz andrer Maaßstab sich dem Auge aufdringt, in den es sich auch gern und freiwillig fügt, macht das Verweilen auf solchen Spitzen eigenthümlich genußreich, da sie den Blick auf die unendlich höheren Eisgebirge lenken, die in ihrer ganzen imponirenden Majestät sich zur Kette aneinanderreihen. Alles Land mit seinen

Thälern und mäßigeren Höhen verschmilzt zur unermeßlichen Rundfläche, man muß zuletzt den Führern aufs Wort glauben, wenn sie den und jenen Fernpunkt mit einem bekannten und anziehenden Namen nennen; geht es doch selbst im Kleinen auf den Gebirgen meiner Heimath nicht anders, wo nur das ortskundige Auge das bezeichnete wirklich schaut, andere fremde Seher aber wohl thun, jenen Seligen sich zuzugesellen, die nicht sehen, und doch glauben. Reizend und schaurig zugleich ist der Hinabblick in nahe Thäler, Klüfte und Rinnen, auf Spuren der Verheerungen des Schnee- und Lavinenfalles, und auf die ragenden Hörner der Stockhornkette, den Ganderitsch, Rothenkasten, Mährenfluch und Ochsan, welche sämmtlich an Höhe mit dem eigentlichen Hauptstock dieses Gebirges wetteifern, ja zum Theil ihn überragen.

Wir schlugen entzückt, befriedigt, doch nicht gesättigt, den kürzeren abwärts minder beschwerlichen Rückweg ein, der uns nicht wieder in das Simmenthal führte, sondern durch die kleinen Alpendörfchen Ober- und Niederstocken, nach Strählingen und von da wieder zu den Gestaden des ruhigen, tiefdunkelblauen Sees. Wir bestiegen am Ufer ein Schiff, und hatten, süß ruhend von der anstrengenden Wanderung noch den Genuß einer Wasserfahrt am einzig

schönen Abend, mit dessen letzten verdämmernden Glühen wir nach Thun in unser bescheidnes Quartier zurückkehrten.

Die Bergwanderung und der ermuthigende Zuspruch unsrer Führer hatte uns Lust gemacht, uns noch höher zu wagen. Wir hatten auf der Stockhornspitze zwar noch Schnee genug getroffen, aber doch keinen ewigen, und keinen eigentlichen Gletscher. Die ewige herrliche Jungfrau der Schweiz hatten wir so oft nennen und preisen hören, daß wir in unsrer Unbefangenheit allen Ernstes daran dachten, ihr einen Besuch abzustatten. Die Führer lächelten schlau, und erboten sich, uns abermals zu leiten, nur müßten wir ihre Zahl verdoppeln und den Lohn vervierfachen. Es leuchtete uns nicht ein, daß dieß nöthig sei, wir überlegten nicht, daß diese Menschen ihr Leben und die Existenz ihrer Familien auf das Spiel setzen, und daher ein natürliches Recht haben, letzteres hoch anzuschlagen und auf großen Gewinn zu rechnen. Nach einiger disputirenden Unterhandlung nahm der älteste unsrer Führer, ein verständiger und rechtlicher Mann, Namens Jacky, das Wort, und sagte uns: „Meine Herren, die Jungfrau können und werden Sie nicht besteigen, es ist dieß unnachahmliche Wagestück erst in vorigem Jahre zum ersten Mal einigen kühnen Männern geglückt, den Gebrü-

dern Meyer aus Aarau. Was frommte es Ihnen, die Sie blos zu Ihrem Vergnügen reisen, Ihr Leben zu wagen, um in Eis- und Gletscherklüften mindestens halb umzukommen? Lassen Sie den Gedanken an die Jungfrau fahren, wir wollen Sie dafür zur Frau bringen, und Sie sollen Gletscher genug sehen. Auf dieser neuen Tour führen wir Sie auch zur sehenswerthen Beatenhöhle, und werden Sie überhaupt zu Ihrer Zufriedenheit leiten."

Dieser verständige Vorschlag fand Beifall und Annahme. Wir gönnten uns einen Tag Rast, den wir zu kleinen Ausflügen in die nahe Umgegend von Thun benutzten, und dann sahen wir mit freudiger Ungeduld dem dritten Morgen entgegen, an welchen ein wolkenloser Himmel uns nie geahneten Naturgenüssen zuführen sollte.

Siebentes Kapitel.

Gebirgswanderungen.

Das Reisen in schönen Gegenden und unter günstigen Verhältnissen bleibt immer ein Doppelglück, weil es in der Gegenwart befriedigt und aus der Vergangenheit den vollsten Alpenrosenstrauß heitrer Erinnerungen reicht. Wie tausend- und abertausendmal sind Schweizerreisen beschrieben, und wahrlich, ich möchte nicht diese vielbändige Literatur vermehren. Nur ein flüchtiges Albumblatt mit leichten Federzügen überfahren, lege ich ein, indem ich einige in der Schweiz froh verlebte Tage zu schildern versuche, und weiß nur zu wohl, daß Andre das besser aussprachen und schilderten, was ich doch vielleicht nicht minder tief, wie sie, empfand.

Wir überschifften in bester Stimmung den Thuner See, dessen erst liebliche, nordwärts aber immer düstrer und felsreicher werdende Ufer der anbrechende Morgen mit Gluth überstrahlte; der See war noch duftüberflort, als wir bei Merlingen anlegten, dicht

vor uns die weit in den See vorspringende Felsen-Nase des Beatenberges, die Wandfluh. Umblickend sahen wir über alle Vorberge majestätisch den Kandergletscher ragen, und dorthin deuteten unsre Führer, indem sie sagten, das sei einer der Punkte, zu denen sie uns geleiten wollten. Daß wir jetzt gerade den entgegengesetzten Weg einschlugen, hatte nichts auf sich; es war ein kurzer Abstecher, der sich überreich belohnte. In einer Viertelstunde hatten wir schon das Ziel nach raschem Steigen erreicht; wir standen vor der vielbesuchten Beatenhöhle, und bewunderten, bevor wir ihre kühlen Grotten betraten, die Aussichtpracht auf den Thunersee, und die seine südlichen und südwestlichen Ufer überragenden Matten, Triften und Berge, von denen Stockhorn und Niessen sich uns am nächsten und in voller malerischer Herrlichkeit darstellten. Die Höhle selbst, durch Sagen des Volkes rings in der Gegend gefeit und gefeiert, ist von großer Ausdehnung vom Beatenbache durchflossen, der einen sechs Fuß hohen Wasserfall in ihr bildet, und an einigen Stellen reizend mit Moos und Epheu überkleidet. Wir durchdrangen sie nicht ganz, sondern ließen uns, an ihren pittoresken Eingang gelagert, Angesichts der wundervollen Bergnatur, die Sagen von den Führern erzählen, die von der Höhle umgehen, von einem gräulichen Drachen

der sie einst bewohnt, und von dem Gottesmann Beatus, der später als der Drache, sie ebenfalls inne gehabt, und den heidnischen Umwohnern das Christenthum verkündigt. In den alten frommen und gläubigen Zeiten sei gar mancher andächtige Pilgrim zur Höhle gekommen, und habe sie mit Verwunderung gesehen, heutzutage sei Zweck und Absicht der Reisenden ein andrer, als Bußfahrten, doch den Einwohnern einträglicher, denn die Pilgrimme hätten eher selbst Almosen begehrt, als die Armen der Gegend begabt, der Gegend, in der sich täglich während der Reisezeit viele tausend Hände zum Empfang öffnen, den Reisenden zur nicht geringen Plage.

Wir verließen die Beatenhöhle, bestiegen unser Schiffchen wieder und fuhren an dem reizenden Ufer hin bis Unterseen, von wo aus wir nach einer kurzen Virtelstunde in dem idylischen Interlaken eintrafen, das mitten im prangenden Wiesengrün, von hohen laubreichen Nußbäumen umgeben, ganz geschaffen scheint, den Naturfreund genußreichen Aufenthalt zu gewähren. Stolz rauschend enteilt die Aar dem ganz nahen Brimzer See, um ihre schäumenden Wellen nach kurzem Lauf in den Thuner See zu rollen. Wie ein breites grünes Band erscheint sie, das die Seen verbindet. Von einem nahen Hügel, dem Hohenbühel, welchen ein offner Pavillon ziert, liegt

die ganze Natur-Pracht der Alpenwelt dem entzückten Auge erschlossen; dort der tiefdunkle Spiegel des Brimzer Sees, dort der in lichten Farben schimmernde Thuner See; dort das freundliche Unterseen, Goldschwyl und die Bergwand der Hartenfluh, dort Matten und der felsreiche Eingang in das berühmte Thal von Lauterbrunn, aus dem die vereinten Bergbäche der Lütschinen ihr eisgrünes Gletscherwasser strömen. Der Gießbach Abendberg, Lauchhorn und Rothhorn senkten zunächst ihre Abhänge nach dem Thale der Seen, droben aber in der Wolkenferne leuchteten die wundersamen Lilienkronen der zackigen Eisgebirge, die Grindelwaldgletscher, das Schreckhorn, der Mönch, die Aletschgletscher und die erhabene Jungfrau. Voll schaulustiger naturfreudiger Ungeduld drängten wir die Führer zum Weitermarsch, die sich in Interlaken noch mit allerlei, zumal flüssigen Nöthigkeiten versahen, denn wir wollten auf den Bergen eine Nachtrast halten. Wir schritten nun wacker fürbaß, über Matten, Gesteig und Wyler, und verließen in Zweilütschinen das rechts emporziehende Lauterbrunnerthal, um die Straße nach Grindelwald zu verfolgen. Das Lütschinenthal, höher aufwärts Grindelwaldthal genannt, folgt dem Laufe der sogenannten schwarzen Lütschine aufwärts, und legte in einer Fülle schöner Alpenpflanzen, in malerischen

Felswänden, in sonnigen Matten, auf welche weidende Heerden verstreut waren, alle seine Reize vor Augen. Fernher donnerndes Getöse in den Lüften schreckte uns aus freudiger Betrachtung, und wir blickten zum wolkenlosen, uns warm genug machenden Himmel auf, da hörten wir von den Führern, daß dieses Geräusch von niedergehenden Lauinen herrühre.

Wir erreichten das große häuserreich in der geöffneten Thalbreite verstreute Dorf Grindelwald, das die hohen Wände und Zacken des Schreckhorns, Wetterhorns, Vieschenhorns, des Finsteraarhorns, Rothhorns und Faulhorns umstarren, nicht minder setzen die Scheidecke, die Eigerberge, der Mettenberg, die Gemsenfluh und das Schwarzhorn ihren umblühten Fuß in die breite Thalrinne, und zahllose Bäche und Bächlein tanzen lustig herab, um die Fluth der schwarzen Lütschine zu mehren.

Wir stärkten uns im Gasthause zum Bär zur Weiterreise. Unsre Führer brachten uns den am bequemsten und leichtesten zugänglichen Gletschern des Grindelwald nahe, von denen nach kurzer genußreicher Wanderung einer schnell verronnenen Stunde der Obere oder sogenannte Große vor uns lag, ähnlich einem sturmbewegten und plötzlich erstarrten Gewässer, ein ganzer See von Eis, dessen Spalten voll Schneewasser, oft krachend und unter Echodon-

nern den Lütschinenbach aus seinem eisigen Schoos gebärend. Wir sahen die Spuren seines einstigen Vorrückens und Zurücktretens, und hörten von den Führern, daß vor langen Jahren einzelne Häuser von Grindelwald weit höher hinauf noch gestanden hätten, daß aber das stete Weiterschreiten des Gletschers ihren schleunigen Abbruch nöthig gemacht. In ruhiger Majestät ragte das Schreckhorn über dem starren Eismeer.

Die Führer blickten bedenklich nach dem uns zur Linken nahe genug liegenden Wetterhorn, um dessen Gipfel ein Nimbus dunstigen Gewölkes schwebte, und mahnten uns, nicht allzulange zu verweilen. Sie leiteten uns jetzt dem untern Gletscher zu; der Weg führte über einen Steg des Bergelbachs, der in die schwarze Lütschine fällt und war, da wir nicht sonderlich zu klettern hatten, mehr angenehm als mühsam, entgegen standen der Mattenberg, der Eiger und die Vischhörner, und bald traten wir in die feierliche Stille der Eisgrotte, aus welcher ein krystallgeborner Bach sein mit Eisstücken vermischtes Wasser wälzt. Der untere Gletscher übertrifft den obern, obgleich dieser der große und jener der kleine heißt, vier Mal an Ausdehnung, und viele Reisende thun sehr übel, den untern Gletscher nicht zu besuchen, wenn sie den obern sahen, weil ihre Unkunde wähnt, Gletscher sei Glet-

scher, und es sehe einer aus, wie der andre. Wie den obern Gletscher das Schreckhorn, so beherrscht den untern die himmelragende Pyramide des Finsteraarhorn, des höchsten Gipfels des Berner Oberlandes, und des dritthöchsten der Schweiz, ja Europa's, nur vom Montblanc und Mont Rosa an Höhe übertroffen. Wie wir uns sattsam am Anblick des Gletschers und seines Eismeeres erfreut, sollte die Alpenwanderung fortgesetzt werden, als sich mit einem Male der Mangel eines wohlüberlegten Planes fühlbar machte, und an den Tag kam, daß wir weit besser gethan hätten, nicht den kürzesten Weg nach Grindelwald einzuschlagen, sondern über den Brienzer-See zu fahren und über Meyringen, am Reichenbach und seinen prachtvollen Wasserfällen vorbei hier herauf zu gehen, und von hier aus in das Lauterbrunnerthal hinabzusteigen. So standen wir, wie jener Esel zwischen den Heubündeln, die für uns zur rechten der Reichenbachfall, zur Linken der Staubbach waren, beide wollten wir sehen, von beiden waren wir so ziemlich gleich fern. Der wackre Jacky gab auch in dieser fast zum Zwist ausartenden Verlegenheit den vernünftigsten Ausschlag, indem er uns sagte, daß der Weg in das Lauterbrunnerthal der beschwerdvollere sei, während wir in das Thal des Reichenbachs lenkend, Meyringen, wenn auch ziemlich spät am Abend erreichen könnten, und

für den Fall, daß die immer drohender werdende Prophezeihung des Wetterhorns sich erfülle, böten eine Menge gastlicher Sennhütten uns Schutz. Da es uns nicht an Wanderzeit gebrach, so folgten wir gern diesem Rath, und traten die nicht wenig ermüdende Wanderung über die große Scheideck an, deren Gipfelhöhe aber jede Anstrengung durch die prachtvolle Aussicht lohnte, die sie uns darbot. Wir sahen mit Lust Grindelwald und seine Gletscher liegen, sahen die Schwarzwaldalp und Apigelnalp malerisch neben uns, sahen das Nellihorn, das Wellhorn, und das Eisbette des herrlichen Reichenbachs, den Rosenlauigletscher mit den raschen Murmelbächen, die aus ihm zu Thale niederquellen. Der Schwarzwaldgletscher war von Wolkenschatten überhüllt, und nachtschwarz stieg ein Wetter über den Eisnadeln des Hochgebirgs empor, vor dessen Ausbruch wir uns eilend flüchten mußten. Der Weg zur nächsten Sennhütte war weit; es ging ein unheimliches Brausen durch die Lüfte, von den Matten schritten die Heerkühe ihren Heerden mit laut und fernhintönenden großen Schellen voran, den Hütten zu, wo sie Schutz zu finden gewohnt waren. Binnen wenigen Minuten war der heitre Charakter dieses Alpenparadieses verwischt, und es erschien alles dräuend und fürchterlich; nicht lange, so lohte über ihnen das blitzende

Flammenschwert eines zürnenden Cherubs, und jagte uns Fliehenden Furcht und Zagen ein, das der laut schmetternde Donner nur vermehrte. Scharf pfiff der Wind von den Gletschern des hohen Zackenkammes der Gebirge über den Granitgrat der Scheideck, so daß wir uns kaum mit Hülfe der Alpenstöcke zu halten vermochten, bis wir endlich über die Apigelnalp fliehend, die erste Rinne des Reichenbacher Thales erreichten, die uns schirmend aufnahm, da der Sturm über unsre Häupter hinbrauste. Geballte Nebelmassen schwebten so nahe an uns vorbei, und rollten zu Thale, wie wir zuweilen in Träumen erblicken, sie waren mit Händen zu greifen, und zogen pfeilschnell und immer dichter, bis ihr Flor uns ganz einhüllte, und wir fürchteten, die Führer, die selbst ängstlich zu werden schienen, würden den Weg verlieren. Endlich, o Freude, winkte eine hochgelegene Sennhütte, auf welche wir eiligst zusteuerten, als bereits das Unwetter losbrach und durchnässend mit Schnee und Hagel uns überfiel; und Heil war bei dem Unheil, denn einmal trafen wir den Senner zu Hause, und dann war dieses Haus kein ärmliches, sondern es wurde in ihm neben der Alpenwirthschaft auch noch Gastwirthschaft betrieben, so daß wir jede hier zu erlangende Erquickung fanden. Der Schwarzwald-Aelpler trug auf, was er vermochte, prophezeihte Anhalten des

schlechten Wetters, erzählte von Engländern, die er zu Mittage gespeist, die uns begegnet sein müßten, da sie nach Grindelwald gewollt, und legte uns sein Album vor, auf daß wir die Namen der letzten Gäste darin läsen.

Und wie lautete der eine, mir ewig unvergeßliche Name? — Lord Elsom! Es war seine, mir so wohl bekannte Hand; der Treulose, Meineidige lebte also noch, war mir nahe, wäre mir ohne das Gewitter, und den Zufall, daß sein Führer vielleicht einen andern Pfad einschlug, wie der unsrige, oder sich verirrte, begegnet. Ich war höchst aufgeregt, wollte zurück, ihm nach, ihn sprechen, fragen, zur Rede stellen; in Grindelwald mußte ich ihn treffen, denn es war keine Sennhütte weiter in der Nähe des Weges. Endlich gab ich doch dem Zureden meiner Begleiter und der Führer nach, und blieb, wo ich war, denn die Führer weigerten sich, mich zu begleiten, und wie hätte ich, ein einzelner Fremdling, vermocht, den Alpenweg allein zu finden, zumal in einem Gewitter?

Welche Gedanken stürmten hier auf mich ein! Ich sah nicht den prächtigen Niedergang des Gewitters, hörte nicht auf die bewundernden Exclamationen meiner Gefährten; ich sann trübe und anhaltend darüber nach, was ich beginnen, wie es anfangen, jenem Elenden unter die Augen zu treten und Rechenschaft für

gebrochene und beleidigte Herzen zu fordern. Aber wer und was berechtigte mich dazu? War es an mir und mein Beruf, Werkzeug in höherer Hand zu werden, das ebenso gut strafen, als zerbrochen und hinweggeworfen werden konnte? — Ich fügte mich, doch still grollend mit dem Geschick; der Tag und seine reine Naturfreude war mir verdorben.

Der Aelpler, auf seinen Vortheil bedacht, stellte uns vor, daß wir nichts besseres thun könnten, als in seiner Hütte übernachten; einmal werde es noch lange regnen, dann sei der Weg abwärts ohnehin schlecht und durch den Regen äußerst schlüpfrig und abschüssig, dann seien die Wasserfälle des Reichenbachs in der ungleich günstigeren Beleuchtung der Vormittagssonne weit besser zu betrachten, endlich würden wir, da es schon spät Nachmittag, schwerlich, wenn wir nur irgend bei den Fällen verweilten, vor Mitternacht in Meyringen anlangen, und müßten fürchten, beide Wirthshäuser, den wilden Mann, wie das Landhaus, bereits von Fremden besetzt zu finden.

Alle diese erheblichen Gründe konnten uns jedoch nicht abhalten, als der Regen nachließ, der Donner seltner und ferner rollte, und der Himmel wieder tief blau durch das sturmzerrißne Wettergewölk lächelte, aufzubrechen. Die Zeche, die wir für den kurzen Aufenthalt und das, was wir genossen, zah-

len mußten, war so für Engländer berechnet, daß wir recht froh waren, unser Bleiben nicht noch länger ausgedehnt zu haben. Wohl war der Weg abwärts über die Schwarzwaldalp schlecht und schlüpfrig, wohl hingen über manchem Theil der Gebirgslandschaft noch graue wogende Wolkenvorhänge, allein jene war doch schön und anziehend, auch im Regenmantel und im Schleier; hie und da blickte doch durch die Verhüllung eine reizende Stelle. Wir kamen an zahlreichen kleinern und größern Kaskaden vorbei, wurden aber müde, stumpf, und beschlossen, ohne Aufenthalt nach Meyringen zu gehen, und erst am morgenden Tage die berühmten Katarakte des Reichenbachs mit frischem Geist und in bester Beleuchtung zu betrachten.

Wir fanden noch ein recht gutes Unterkommen und bald umpfing meine Gefährten der wohlthätige Schlummergott. Sie waren gute, flache Menschen, und hatten weder besonders schöne, noch schmerzliche Erinnerungen. Solche Menschen haben Anlage, steinalt zu werden.

Mich floh der Schlaf; ich überdachte mein Leben, dieß dem Augenblick und seinen flüchtigen, nur allzuvergänglichen Reizen geweihte Leben, das sich in die romantischen Bergparadiese der Schweiz begrub und den Lauinendonner lauschte, während der

Donner der Schlachten über die Länder rollte. Doch ein Jeglicher erfüllt sein Schicksal, und keiner schreibt sich selbst die Bahn vor, die er durchwandelt. Bauen und vertrauen wir auf eine höhere Führung und Weltordnung, dann ist nichts zwecklos, dann ist kein Leben und keine Lebensrichtung verfehlt, und jedes aburtheilende Raisonnement vom Uebel. Die Zweckmäßigkeit alles Vorhandenen ruht dann in seinem Vorhandensein.

Das nächste Frühroth geleitete uns zu den donnernden Katarakten des Reichenbachfalles, die zum Theil noch überschattet waren vom Waldgrün und Felsdunkel, und darum um so tiefern Eindruck machten. Sei es, daß man den breitern, untern Fall betrachte, oder den höheren oberen, das Auge wird nimmer müde, auf der schäumenden, bewegten Fluth zu weilen, zu deren tosender Unruhe der tiefe Friede der Berg- und Waldeinsamkeit seiner herrlichen Umgebung den anziehendsten Kontrast bildet.

Die Rhododendren klettern durstig an den Felswänden hinab, um des weit umhersprühenden Schaumregens theilhaft zu werden, und in mannigfachsten Formen und Farben umkleidet die Alpenflora das Gestein an solchen Stellen, über die nicht fort und fort die endlos rollende Fluth sich ergießt. Ernst und erhaben blicken in der Höhe, wo die gigantesken Fels-

wände sich öffnen, die Gletscherberge mit ihren Schneekronen in das enge Alpenthal herein, als seien sie die Mütter dieser donnernden Wassermassen.

Reichlich lohnt es der Mühe, von unten nach oben steigend, die natürlichen Terrassen zu überwandern, über welche der Fall in sieben bis acht Abstufungen sich stürzt; jede der Letztern bringt ein schönes Einzelbild vor das Auge, das überall schon ein gepriesener Wasserfall heißen würde, und nun diese Vereinigung aller zu einem Ganzen. Das schildernde Wort erlahmt, und der beschreibende Ausdruck mangelt. Wer aber möchte, wenn er hier in entzückendes Schauen sich versenkt, noch andrer geringfügiger Dinge gedenken, wie so mancher Schweizbereisende in seinen Beschreibungen thut? An solchen Stellen verschwindet jedes Ich, und schrumpft zur Unbedeutendheit zusammen gegenüber der allgewaltigen Natur, wie die Menschensprache ein nicht mehr vernehmbarer Schall wird, neben dem Donnerlaut der Katarakte. —

Wir waren so glücklich, die spielenden Regenbogenbänder des Falles im Licht der Morgensonne flattern zu sehen, auch stiegen wir unter einen der stäubenden Wasserstürze, und blickten durch ihn hindurch wie durch eine Glasglocke weit und tief hinab bis zum Brienzer See, dessen Grün in den schönsten

Nuancen heraufleuchtete, und dann wanderten wir an noch gar manchem schönen Wasserfall vorbei, diesem See selbst zu, um auf ihm und an seinen Ufern einen schönen Tag zu verbringen, und vornehmlich den Gießbach zu besuchen, der an Schönheit dem Reichenbach wenig nachsteht. Freundliche Natursängerinnen erfreuten uns am Abend mit ihren Liedern.

Glückliche Stunden, in denen mir nichts mangelte, als ein Freund und eine Geliebte. Wie drükkend aber war dieser Mangel, und wie oft mag er in ähnlicher Situation von tausend Individuen empfunden worden sein! Doppelt und dreifach sind Naturgenüsse süß, wenn nahe verwandte Seelen sie mit uns theilen, wenn das herüber und hinuber gewechselte Wort die gleichgestimmten Saiten der Gemüther lieblich ertönen macht, und nicht fremde Empfindungslosigkeit oder Mangel an Tact der ohne Genuß mit Genießenden einen Mißton hervorbringt. Recht bedeutsam bezeichnet die Sprache mit dem Mangel materieller Sinne-Befähigung die geistige, wenn sie von ungenießbaren Menschen, und Menschen ohne Geschmack und Gefühl redet.

Wir überfuhren am Nachmittage den Brienzer See, und wanderten dann unter Nußbäumen und Obstalleen über Interlaken nach Unterseen, wo wir zeitig die Ruhe suchten, um am folgenden Morgen

bald nach dem Staubbach aufzubrechen. Es blieb uns nichts übrig, als eine bereits von uns überwanderte Wegstrecke noch einmal zurückzulegen, nehmlich die von Unterseen über Matten bis Zweilütschinen. Wenn solche Wiederholung in der Gegenwart lästig erscheint, so sollte sie es nicht, denn wie gern möchten wir, führt Erinnerung die Bilder paradisischer Gegenden, die wir einst durchpilgerten, vor unser Auge, noch einmal und öfter wieder jene Wege gehn. Wie eine Heimwehstimme locken solche Bergparadiese in ihren, später für uns unerreichbaren Schoos. —

Wir traten in ein über alle Beschreibung schönes Felsenthal. Schon von weitem sahen wir das nebelgewobene Silberband des Staubbachs über den steilen Abhang des Pletschberges herabwehen; ein Fall von 800 Fuß zerstäubt alle Tropfen in feuchte Atome, und macht das Wasser zur Silberwolke, darin sich in unendlicher Prachtfülle fort und fort im Morgensonnenstrahl kreisförmige Regenbogen bilden. Doch nicht der Staubbach allein, obschon er der merkwürdigste und eigenthümlichste Wasserfall der Schweiz ist, zieht das Auge hier auf sich. Von allen Seiten rollen malerische Kaskaden in das Thal, lauter Brunnen. Die Führer leiteten uns zu einem einzigreizenden Standpunkt auf der Brücke des Dorfes,

wo wir zur rechten die Pracht des Staubbachs, zur Linken die ganze Majestät der Jungfrau entfaltet sahen, die ihren Fuß in dieses Thal setzt, und in der fernen Tiefe des Hintergrundes brauste der Schmadrifall von dem das Thal begrenzenden Gletscher gleiches Namens aus seiner Wolkenhöhe vom Fuße des zwölfthalbtausend Fuß hohen Breithorns nieder.

Nachdem wir uns in guteingerichteten Wirthshause zu Lauterbrunn gestärkt, stiegen wir in der Nähe des Staubbachs auf mühsamen Pfade steil empor, um zu dem obern Fall desselben zu gelangen, den nur wenige Reisende suchen und sehen. Wir wollten gleichsam seine Quellnymphe in ihrem Heiligthum aufsuchen. Nach anderthalbstündigem Klettern lohnte uns ein entzückender Anblick. Ein gähnender Höhlenschlund, von den Führern Staubbach-Balm genannt, war von zwei rauschend abstürzenden Wasserströmen überschleiert, und tief unten lag das Thal mit dem friedlichen Dorfe, schwebte der Staubbach, rollten die Silberfäden der Gebirgsbäche. Gegenüber stand, der Betrachtung recht nahe gerückt, die hehre Jungfrau, das gegen 3000 Fuß über dem Meere liegende Dorf Lauterbrunnen noch um 10,400 Fuß überragend, von Einöden und Schauerklüften umstarrt, neben ihr ragt der Mönch, dessen Höhe 12000 Fuß übersteigt, und weiter nördlich grenzt die Bergwand

der Lauterbrunn-Scheideck (Wengernalp) das Thal ein, über dessen entgegengesetzte Seite die Hundshörner, das Drettenhorn, der Swalmernberg und der Abendsberg mit zum Theil zackigen und drohenden Felsenzinnen mächtig emporragen. Im Rücken dräuen über dem Schmadri-Gletscher das Mittaghorn, das große Horn, das Breithorn und Tschingelhorn.

Diesen einsamen Fels- und Eisreisen näherten wir uns mehr und mehr, denn wir sollten die Bergwelt noch mehr als vom niedriger gelegenen Grindelwaldgletscher in ihrer ganzen Erhabenheit kennen lernen. Als wir den Staubbach verlassen hatten und südwärts wohlgemuth weiterschritten, sahen wir bald das hochgelegene Alpendörfchen Murren oder Mören, welches über 5000 Fuß hoch auf gras- und quellenreicher Trift seine Firsten breitet. Wir verfolgten von hieraus über Matten voll Gentianen und Saxifragen den sanft emporziehenden Alpenpfad, der von Lauterbrunnen in das Gasteren Thal leitet, eine weite Strecke, und stiegen dann einen schmalen Hochrücken hinan, der zu beiden Seiten schroff abhängig sich in zwei von Bergbächen durchflossene Thäler senkte.

Dieser Kamm führte uns zu dem Gämsi-Gletscher, welcher überwandert werden mußte. Wir standen endlich nach einem gefahrvollen und mühevollem Wege auf einem Punkt, von welchem aus mitten

aus der imposantesten Umgebung ein umfassender Fernblick sich bot.

Zurückblickend erschauten wir den überschrittenen Bergkamm, Mönch und Jungfrau und alle die Hörner und Zacken, die das Lauterbrunnenthal begrenzen. Zur Linken stürzte die Bergwand schroff ab, und in das Gasterenthal, welches hier seinen Anfang nimmt, senkten sich der Kander- und der Tschingel-Gletscher in ihrer ganzen Breite, vom Tschingelhorn und Schillhorn begrenzt. Deutlich lag nach Südwest die Kante des Gemmipasses hingestreckt, näher uns hob sich das Oldenhorn, und nun sagten die Führer uns lächelnd, daß sie ihr Wort gehalten, und uns zwar nicht zur Jungfrau, aber doch zur Frau gebracht, und daß wir den Blümlisalpgletscher zu unsern Füßen hätten. Ein langer Bergrücken senkte sich mählig nordwestlich weit hinab zum Adelroder Thale, wir standen fast 11000 Fuß hoch über der Meeresfläche; die Luft war kalt und rein, die Fernsicht auf das versteinerte Meer der Alpengipfel unermeßlich erhaben. Die Kander stürzte sich mit vielen Fällen durch das Gasteren Thal, und aus dem Blümlisalpgletscher sammelte sich hoch über dem nicht langen Oeschinenthal ein Alpensee, aus welchem ein Bergbach mit einem Wasserfall hinab nach Kandersteg rollte. Seinen raschen Wellen nach nahmen auch

wir den Weg zu Thale, und folgten durch das quellenreiche, im vollsten und üppigsten Segen der Alpenflora prangende Kanderthal den Saumweg, abwärts der zum Gemmipaß emporführt. Aus dem Kanderthal traten wir, die höhere Bergwelt nun schon weit hinter uns lassend, bei Frütigen in das nach diesem Flecken genannte Thal, das sich hier in das Kander- und Adelbodenthal verästet. Heitre Frucht-Gelände und anmuthige Matten begegnen hier allenthalben den Blick, je mehr man sich der offneren Gegend des Thuner-Sees nähert, die Breite der Thäler nimmt zu, wir traten in das Ufergefild des Thuner-Sees heraus und suchten, da der Tag sich merklich zum Ende neigte, die Ruhe in dem reizend gelegenen Dorfe Spiez, das auf malerisch in den Thuner-See sich hinausstreckender Landzunge nebst einem alterthümlichen Schloß erbaut ist. Letzteres ist Eigenthum der Familie von Erlach und enthält manche mittelalterliche Sehenswürdigkeit. — Hier trennte ich mich von meinen bisherigen Gefährten. Die schönen genußreichen Tage waren vorüber, und ich mußte darauf bedacht sein, wenn ich meine Kasse nicht ganz erschöpfen wollte, zu erwerben. Aber wo? das war die große Frage. Ich schwankte zwischen Freyburg und Lucern. Die größere Bedeutsamkeit der letztern Stadt und der Umstand, daß sie im Winter eben so

wie andre Städte der Schweiz, stehende Liebhaber-concerte, und eine perpetuelle Musikgesellschaft hat, ließen mich für Luzern entscheiden.

Die Reise dorthin bot mir zugleich Gelegenheit, noch einen großen und vielbesuchten Theil des herrlichen Gebirgslandes zu sehen, und so schickte ich mich ziemlich harm- und sorgenlos zur musikalischabenteuernden Weiterfahrt an.

Der Weg, den ich einschlug, stand den bisher gemachten Alpenpartien an Reizen, wie an Beschwerlichkeiten wenig nach, gleichwohl war er der kürzeste. Meine Effecten ließ ich größtentheil in Thun zurück, bat den Wirth, sie mir bis auf weitre schriftliche Ordre, wenn ich nicht selbst käme, aufzuheben, und trat mit einem Führer, der mein weniges Gepäck und einen Violinkasten mit meinem besten Instrument, belastet war, (die Clarinette trug ich selbst,) die Wanderung an. Diese begann von dem romantischen und waldigen Brienz aus und führte am Fuße des Brienzer Grats mählig emporleitend über viele kleine Dörfer eine sehr hohen Region zu, von deren Gipfel sich prachtvolle Fernsichten hinab auf die Seen, in das Haßlithal nach Meyringen und auf die Gletscherberge die mein Fuß überschritten, öffneten. Wie eine bunte Landkarte lagen die Ufer mit den allmählig immer höher ansteigenden Geländen uns zu Füßen

Auf der entgegengesetzten Seite sahen wir in die Landschaft des Entlibuch und nach Söhrenberg hinab, und erblickten den Spiegel des hochgelegenen Lungern-Sees, an den das Dorf Lungern hingebaut ist. Wir befanden uns auf dem Brünig, unter dem hochragenden Weilerhorn, und hielten Rast in dem Grenzzollhause zwischen dem Berner Oberland und Unterwalden.

Lange schon hatte der Sarner-See durch die tief in die Thäler sich streckenden Waldungen, uns entgegengeblinkt; jetzt war auch er erreicht, und das idyllische Kirchdorf Sachseln begrüßt, wo eine schöne, auf Marmorpfeilern ruhende Kirche die Reste und Reliquien des berühmten Bruders Klaus von der Flüe aufbewahrt.

Dieser in alten Schweizer Volksliedern und mündlichen Traditionen fortlebende Bruder Klaus entstammte dem Geschlecht der Löwenbrugger und that sich erst als tapferer Krieger, dann als wackrer Rathgeber, und endlich als Anachoret hervor. Sein geehrtes Andenken mahnte nun an so manche andre Heldenthat, in dieser Gegend geschehen und an so manchen Helden, und die Landschaft, welche sich reizvoll zu dem Vierwaldstädter-See hinab ausbreitete, ließ mich keinen Augenblick bereuen, diesen Weg eingeschlagen zu haben. Zur Linken hob nahe der weitgenannte

Pilatus, zur Rechten in größerer Ferne der noch mehr gefeierte Rigi das Haupt, und so eilte ich wieder erhebenden Naturgenüssen zu, die ich durchzukosten beschloß so lange als möglich, sollte ich mich auch, um dieß länger thun zu können, bedeutend einschränken müssen.

Achtes Kapitel.

Auf dem Rigi.

Mehr als ich selbst gehofft, sollte mir vergönnt sein, die herrliche Schweiz zu besehen und zu bereisen, und ohne allzugroße Geldopfer. Das dem Sorglosen oft mehr als den Berechnenden günstige Glück führte mir bald wieder einen Gefährten zu, der mit splendiden Mitteln versehen, und diese nicht karg verstreuend, zugleich ein großer Musikfreund war, uud sich mir auf eine freundliche Weise, indem er mich an sich zog, zugesellte.

Im Gasthof zum Adler des heitern Luzern hatte ich einen jungen angenehmen Reisenden zum Tischnachbar, der einem alten Augsburgischen Patriciergeschlecht entsproßt, in einer Bayerischen Hauptstadt domicilirt war, und sich von Langemantel nannte. Wir wurden bald näher bekannt; er fragte mich, wo ich herkomme und theilte mir mit, daß er sehr rasch und mit Extrapost fahrend über Memmingen an den Bodensee, und von da über Konstanz und Zürich

nach Luzern gereist sei, sich höchst bedeutend gelangweilt, und von den gepriesenen Schönheiten der Schweiz noch so viel als keine gesehen habe. Ich nahm bald genug wahr, daß dieser junge und sonst recht wohlgebildete Mann die Kunst zu reisen noch nicht verstehe, und deutete ihm dieß bescheiden an. Wer mit Nutzen und Vergnügen reisen will, muß mit den mindesten Ansprüchen an die Fremde die Kraft verbinden, so viele Bequemlichkeiten opfern und entbehren zu können, als möglich. Viele von denen, die zu ihrer Lust auf Reisen gehen, versehen es gewöhnlich darin, daß sie überall Land und Leute besser, schöner und anziehender zu finden hoffen, als sie zu Hause gewohnt sind. Dieses Finden tritt aber nur in seltnen Fällen ein, denn die schönste Gegend hat neben den Vorzügen ihre Mängel, und dient uns dazu, daß wir den Werth der Heimath immer mehr schätzen lernen. Das „ländlich, sittlich" darf nie aus den Augen gesetzt, und die Parodie dazu „ländlich, schändlich" muß ohne allzugroßes Murren da, wo sie sich aufdrängt, in den Kauf genommen werden.

Herr von Langemantel fragte mich nach meinem Reiseplan, und ob ich frei über meine Zeit disponiren könne, und da ich ihm darüber genügenden Aufschluß gab, so stellte er mir offen den Antrag, ihm Gefährte zu bleiben gegen freie Station so lange

seine Gesellschaft mir gefiele. Ich solle keine andre Verpflichtung haben, als anziehende Touren und Excurse in Vorschlag zu bringen, diese mit zu machen, und den Verkehr mit Gastwirthen, Postmeistern, Schiffern und alle den kleinen Tyrannen und Quälgeistern der Reisenden auf mich zu nehmen. Letzteres versprach ich unter der Bedingung zu thun, daß der künftige Reisegefährte sich dann niemals mit Streit und Widerspruch einmische, denn ich merkte aus seiner ganzen Erzählung, daß er zur Klasse jener niemals zufrieden zu stellenden Reisenden gehöre, die sich mit jedem Wirth, jedem Postillon und jedem Kutscher zanken, sich ärgern, den Reisegenuß sich verbittern und dabei doppelt so viel Geld ausgeben müssen, als ein Anderer, der die Menschen kennt, und sie überall zu behandeln versteht, wie es sich gebührt, nehmlich g u t.

Es hat mir auf meinen vielfachen Wegen zu Fuße wie zu Wagen stets eine nicht geringe Genugthung verschafft, wenn ein einfacher Führer, oder ein Kutscher mir treuherzig sagte: „Mit Ihnen möchte ich durch die ganze Welt reisen!" Der gemeine Mann fühlt mit gar richtigem Tact heraus, wes Geistes Kind ein Fremder ist, der seiner Leitung sich anvertraut.

Von Führern ist vieles zu lernen, was kein Reisecompendium enthält, und Führer sind gern mitthei-

lend, wenn man durch Freundlichkeit sie gewinnt. Sitten und Sagen des Landes sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung kürzt angenehm manchen Weg durch öde oder doch reizarme Strecken.

Ich proponirte nun von Luzern aus eine Fahrt auf dem Vierwaldstädter-See, eine Tour auf den Rigi und eine auf den Pilatus. War ich auch an alle diesen Punkten noch nicht gewesen, und daher nicht zu einem Führer befähigt, so hatten doch die wenigen im Berner Oberland verlebten Reisetage mir von Landesbrauch und Sitte ein deutliches Bild gegeben, und mir gelehrt, was unerläßlich zu beachten sei bei Schweizreisen, so daß ich mit Nutzen dem meiner Leitung sich Vertrauenden zu dienen hoffen durfte.

Noch immer war der Schweiz, die auf Frankreichs Stern vertraute, und im übrigen in ihrer republikanischen Selbstsucht sich wenig darum kümmerte, ob andre Nationen und Völker dem Druck maaßloser Despotie unterlagen oder mit energischer Anstrengung die fremden Ketten abschüttelten — das im Norden immer lauter heranziehende Kriegsgewitter fern, zudem machte der Waffenstillstand nach der Schlacht bei Bautzen den Kanonendonner eine Zeitlang verstummen.

Da die Witterung sich äußerst günstig zeigte, so säumten wir nicht, unsre Ausflüge zu beginnen. Ich konnte um so eher mein Begleiteramt antreten, als

ich in Luzern durchaus keine musikalischen Geschäfte machte. Es hätte mir darob und für die Zukunft bange werden können, allein ich tröstete mich mit dem Loose so vieler tausend fahrender Künstler, Musiker und Schauspieler, die sich im Sommer oft auf halbe und noch öfter auf gar keine Gage gesetzt sehen, und hoffend dem Winter entgegen blicken, wo ihr Waizen blüht und reift.

Ich hielt für wohlgethan, mit der Besteigung des Rigi den Anfang unsrer Excurse zu machen. Sie hilft orientiren, lenkt den Blick auf die Einzelschönheiten der Gegend, auf ihre historisch-klassischen Stellen, und läßt ein unauslöschliches schönes Bild in der Erinnerung Aller zurück, deren Verhältnisse sie diesem anziehenden Hochpunkt jemals zuführten.

Wir fuhren längs der angenehmen Ufer des Luzerner-Sees nach Küßnacht, immer den majestätischen Berg mit seinem hochragenden Kulm im Gesichte, der von dieser Seite gesehen, schroff abschüssig seinen Fuß in den Vierwaldstädter- und Zuger-See setzt, und mit seinem Hochrücken jene lieblichen Matten dem Auge verbirgt, die ihn so sehr auszeichnen. Sodann ging die Fahrt, von Küßnacht ohnweit der Trümmerstätte von Geßlers Burg vorbei nach der zwischen diesem ansehnlichen Dorfe und Immensee gelegenen Tells Kapelle und der hohlen Gasse; grüßten dann

die theils lachenden, theils schaurigen Ufer des Zuger Sees und seinen wimpelbelebten Spiegel und fuhren nun, die steile Senkung des Rigi immer zur Rechten, nach dem historisch interessanten Dorfe Art. Ganz anders stellte sich von dieser Seite gesehen, der Rigi dar, der hier einen freundlichen Gegensatz zu seinem Nachbar, dem Ruffi oder Roßberg bildet, den im Jahr 1806 eines der furchtbarsten Naturereignisse zum Schrecken der ganzen Gegend machte. Ein Theil seines Gipfels brach, und das blühende Land an seinem Fuße wurde zur felsreichen Wüste. Die Orte Goldau, Lauerz, Röthen und Businnen überschüttete ein Steinregen; Kirchen, Häuser und Ställe verschwanden dem Blick, über dreihundert Gebäulichkeiten, über vierhundert Menschen und eine Menge Hausthiere fanden den Untergang. Auch eine Anzahl Reisender, die den Rigi besteigen wollten, theilten das Unglücksloos. Einzelne Wasserstellen, die Weiher genannt, ruhen zwischen den Steintrümmern als Ueberbleibsel des Theiles vom Lauerzer-See, welcher mit verschüttet wurde und zwischen jenen Trümmern grünte freudig die Alpenflora empor. Wir folgten nun dem kleinen Bergbach, der Rigi-Aa, der in den Zuger See fällt, eine ziemliche Strecke, schritten bald über Matten, bald durch ältere Steinwüsten, von Farrenkräutern üppig überwachsen, kamen an das Dächli,

ein einzelnstehendes Haus, und gelangten nach mehrstündiger Wanderung an das Hospizium und die Kapelle Maria zum Schnee, wo wir nebst einigen andern Reisenden die Nacht zuzubringen beschlossen, und uns Quartier bestellten, denn damals standen auf der Rigi-Staffel ebensowenig, wie auf dem Kulm, Gasthäuser, und die Reisenden strömten auch nicht so in Schaaren zu, wie heutiges Tages.

Der aufwärts führende Pfad brachte uns nun zur Rigi-Staffel, einem entzückenden Aussichtpunkt mit einigen Sennhütten. Auf diesem Wege zog unsre Aufmerksamkeit die in den Fels gehauene Denkschrift auf sich, welche der Kriegsrath Reichhardt aus Gotha seinem verewigten Fürsten, Herzog Ernst II. zu Sachsen, hier einhauen ließ. Die Gesinnung, welche die Denkschrift athmet, ehrt eben so sehr ihren Urheber, als den, dessen Andenken sie auf die Nachwelt zu bringen, beitragen soll. Sie lautet:

Dem frommen Andenken weiland
Ernst II. zu Sachsen Gotha,
Hehr durch Ahnen und Kenntnisse,
Größer durch Edelsinn und Biederkeit

widmet dieses im Angesicht der Alpen und des freyen Volkes, das er liebte und hoch ehrte, 1804. R.

Wunderbar erfaßt den Rigiwanderer, wenn er die Staffel betritt, die Unermeßlichkeit der Aussicht.

Doch da die Sonne sich zum Untergange neigte, so säumten wir nicht, dem Kulm zuzueilen, und von ihm aus uns des vollen herrlichen Anblicks zu erfreuen, den dieser Hochgipfel gewährt. Wir warfen unsre Steine in das Kessisbodenloch am Wege, die in eine tiefe Kluft fallen, und weit unten wieder herausrollen, und erreichten nach halbstündigem Emporsteigen den Kulmgipfel und sein hochragendes Kreuz.

Während die Westgegend vom Golde der sinkenden Sonne magisch überflammt war, richteten wir die Blicke zunächst nach der Gegend, aus der wir kamen, und konnten den ganzen Weg von Luzern nach Küßnacht und Immensee überblicken. Der Hochrücken des Berges erschien wie eine riesige Insel, so umgaben seinen Fuß fast nach allen Seiten die zum Theil sehr umfangreichen Seen, und gerade dieser Hinabblick auf die magischen blauen und grünen Spiegel macht die Rigi-Aussicht so einzig und giebt ihr vor so vielen andern Hochpunkten der Schweiz den allgepriesenen Vorzug. Wir sahen in das käseberühmte Emmenthal, und Emmen und Reus erschienen wie zerstückte Bänder, und, namentlich die Reus, weit mit den Blicken verfolgbar. In noch weiterer Ferne blinkten die Sempacher, Baldegger und Hallwyler Seen, und unter dem wellenförmigen Abschnitt der fernen Hasenmatt und des Weissenstein blitzte noch,

wie eine verlorne Perle, ein Stückchen vom Egolzweiler- und Mauensee. Auch eine Wartburg wurde mir von dem Führer angedeutet, und ein Oertchen Eschenbach lag in dem friedlichen Gefilde, in dem man sich die Heimath des berühmten Minnesängers denken könnte, wäre dieser nicht ein edler Franke gewesen. Die ferne Gegend von Basel und Aarau überfliegend, haftet der Blick auf der nebelblauen, den Horizont abgrenzenden Bergkette des Schwarzwald, und kehrt wieder in die nähere, und doch noch ferne Umgebung zurück, um ein Stückchen des Türler-Sees, Zürich, Zug, den aus dem Zuger-See aufragenden Walchweiler Berg, und über diesen etwas vom Züricher-See, ein Theil vom Pfäffikon- und Greiffen-See zu entdecken. Die furchtbare, einem erstarrten Lavastrom gleichende Steintrümmerstraße vom Gipfel des Roßberg zeigt sich jetzt in ihrer ganzen schaudererregenden Ausdehnung, und über dem eingestürzten Gipfel beginnt nun in östlicher Richtung die malerische prachtvolle Alpenkette mit dem hohen Säntis und alle den zahllosen Spitzen, Zacken und Hörnern, die im ewigen Schnee leuchten und glühen, während ihre bewaldeten Vorberge, deren Gipfel fast alle mit aufgepflanzten Kreuzen geschmückt sind, dunkel vor sie hintreten, wie schwarze Mönche vor kerzenprangende Hochaltäre.

Freundlich liegt Schwitz über dem Lowerzer-See, in dessen Spiegel die romantische Insel Schwanau mit einer im großen Freiheitkampfe der Schweizer zerstörten Trümmerburg schwimmt. — Bald zur Nähe, bald zur Ferne muß das aussichttrunkne Auge schweifen, überall mischt sich das Liebliche mit dem Erhabenen, und des Glückes Gunst kleidete alles Land in das Zauberlicht eines wonnevollen Sommerabends.

In ziemlicher Nähe imponirt die senkrechte Felswand der Rothen-Fluh mit einem herrlichen Wasserfall, dann decken Schnee-Aelpli, Dossen und Schild, lauter ansehnliche, zum Rigigebirge gehörende Stöcke, einen Theil der Aussicht in die Nähe und auf den Vierwaldstädter-See, aber hoch erhaben über ihre bewaldeten Häupter ragen die starren Wogen des Gebirgsmeeres zur fernsten Ferne, wundersam in Schatten und Lichtern wechselnd, und das Licht der im Westen groß und feuerroth sinkenden Sonne wiederstrahlend, das in den langen Sommertagen beinahe noch auf ihren Purpurkronen flammt, wenn ein Dämmerstreif im Osten schon wieder die Rückkehr der Tageskönigin verkündet. Der Gotthard-Paß und der Grimsel-Paß werden von den Führern bezeichnet, und in der Richtung über Stanz, Sarnen und den Sarner-See sah ich nun auch, wo ich meinen Weg genommen, sah die Brünig, und hoch über ihr jene

Alpen, in deren Nähe mein Fuß gewandelt, ihre Pyramidengipfel in den Aether strecken, über den die Aurora der Nacht ihre Schattenschwingen zu breiten begann. Man konnte den Grindelwaldgletscher mit Hülfe eines Fernrohrs recht gut erkennen. Die lange Reihe der Hochalpenberge unterbrach und beschloß der düstre, unwirthliche Pilatus mit seinen scharfen und spitzen Hörnern, der an Höhe den Rigi übertrifft, und es kehrte der Blick, in das flammende Abendgold sich tauchend, und der Sonne, die so hehr diese Bergwelt angestrahlt hatte, Dankesgrüße nachrufend, nun wieder zur Nähe zurück, und weidete sich noch an den Zauberfarben, die der den Berg umgürtende See emporwarf.

Mein Gefährte zeigte für die Reize der Natur ein empfängliches Gemüth, das dieser Empfänglichkeit nur noch nicht zugeleitet schien. Ein Unglück für manche im Ueberfluß Geborene, die ihr Geldreichthum so gefangen nimmt, daß sie die überquellende Fülle der Natur und ihre Reize gering achten. Ich erzählte ihm, als wir wieder hinab nach dem Hospizium gingen, kühl vom Nachtwind umhaucht, doch noch im milden Abendlichte wandelnd, während nächtliches Dunkel die Länder unter uns einschleierte, von allem Schönen, was ich auf meinen vielen Reisen gesehen, und daß auch in mir erst in spätern Jahren jener

Sinn erwacht und lebendig geworden sei, der sich durch Naturgenuß für manches Erdenweh, für manche Entbehrung zu entschädigen weiß.

Wir traten am andern Morgen den Rückweg über das kalte Bad, und das malerische Felsenthor nach Wäggis an, nachdem wir von der Staffel, zu der wir noch einmal emporgestiegen waren, die Reize der Rigi-Umsicht auch in der Morgenbeleuchtung betrachtet, und überfuhren nun den See, direkt nach Luzern zurückkehrend. Ein Spatziergang nach den alterthümlichen Holzbrücken dieser Stadt, die eine eidgenössische Bilderchronik darbieten und auf eine nahe, aussichtreiche Anhöhe, zu allen Winden genannt, ließ uns diesen Tag heiter beschließen. Am Folgenden traten wir eine neue Tour zu See und zu Lande an, fuhren unter dem rauhen Pilatus, dessen Besteigung von uns aufgegeben wurde, nach Winkel, betrachteten das malerische Stanzerhorn, und erfreuten uns des zur Linken stolzruhenden Rigi, der seinen Schatten in den See warf. Von Winkel fuhren wir wieder über den See, legten in Stanzstadt an, und sahen dort das Denkmal Arnolds von Winkelried. Das Dörfchen Winkelried, das diesen Schweizerhelden gebar, liegt nur eine halbe Stunde von Stanz. Bald waren wir in dem leider nur durch sein Unglück bekannt gewordenen Flecken Buochs, wo

wir abermals einen Kahn gewinnen mußten, um Tells Platte und des Grütli zu sehen. Die Fahrt auf dem Waldtstädter-See ist, bei gutem Wetter, hochlohnend; Wasserfälle, die den See zueilen, Kapellen, die seine Ufer schmücken, und an der südlichen und östlichen Seite imposante Felsen, bieten genugsame Abwechselung pittoresker Bilder dar. Leider stört den Genuß überall, wo man das Land betritt, die weit verrufene Bettelei, welche die traurige Ueberzeugung gewährt, daß die oft gepriesenen republikanischen Regierungsformen ebenso wenig vermögen, dem Pauperismus zu steuern, als die monarchischen, und daß ein sehr großer Theil des Volkes nichts vom Glück weiß. Sie sind schön und heilig diese Erinnerungen der errungenen Freiheit, an diese Tellsplatten und Tellskapellen, und an Tells Thaten, welche die Forschung — zur Mythe stempelt, obschon sie im Bewußtsein des ganzen Schweizer-Volkes, und in alten Liedern leben, und so lange fortleben werden, wie die Alpen stehen; denn das Volk hat ein besseres Gedächtniß, wie seine Herren, die nur zu gern die mit dem Blut desselben erkaufte Freiheit sammt allem, was mit dieser Errungenschaft verbunden war, in eine mythische Ferne rückten, und auf eine haltlose Sage reducirten, auf ein V o l k s - M ä h r c h e n.

Wir wendeten, fuhren am Gestade von Brun-

nen und Gersau vorbei und nach Luzern zurück, von wo wir dann die Reise nach Bern antraten. Der Weg den wir wählten, führte uns durch das 9 bis 10 Stunden lange und sehr breite fruchtbare Emmenthal, das wir jedoch an der nördlichen Abdachung des Entlibuch verließen, und über Wilisau und Burgdorf unserm Ziele zueilten.

So war ich wieder in Bern, wie hergeschneit, und war meinem Grundsatz, nur die musikalische Laufbahn zu verfolgen, treulos geworden, doch entschuldigte ich mich selbst vor mir selbst mit der ungünstigen Zeit, und beschloß, den Becher der Freude zu leeren, den die Gegenwart bot, da ein prophetisches Ahnen mir sagte, daß mir auch Leidenskelche nicht geschenkt sein würden.

Bei dieser Wiederkehr ließ ich mich mit meinen Reisegefährten nun allem Sehenswerthen zuführen, was Bern den Fremden bietet, und da fiel uns vor allem die Menge der Bäder auf, von denen fast in jedem Wein- und Kaffeehause außer der Stadt eins anzutreffen, und wo man im Bezug auf die Bedienung eine Toleranz übt, die anderswo Unmoral heißen würde.

Eine Menge geschlossene Gesellschaften, Leisten genannt, aber auch Casino's öffneten sich den Frem-

den mit großer Liberalität, während sie selbst das Vorherrschen eines illiberalen Absonderungs- und Kastengeistes dokumentirten.

An einem Sonntag machten wir einen Ausflug von Bern nach dem ohnweit Thun am Fuße des Stockhorn gelegenen Bädern Blumenstein, und Gurnigel; wir fanden eine belebte Gesellschaft und ich hatte die Freude, den Gesandschaftsattaché, Herrn von Wolf dort zu finden, der mit seinem Violinkauf noch höchst zufrieden, ja im Besitz des von mir erhandelten Instrumentes glücklich war. Die beiden Kurorte wimmelten von den in der ganzen Gegend ob ihrer Schönheit und der Kleidsamkeit ihrer Nationaltracht gepriesenen Mädchen der Landschaft und des Dorfes Goggisberg, welche mit ihren ländlichen Reizen anmuthig kokettirten. Lange Haarflechten, lange Taillen, kurze Röckchen, die nicht bis über die Kniee reichten und ein bunter Anzug ließen diese Mädchen, die sich mit ihren Burschen im muntern Tanze drehten, allerliebst erscheinen. Es hielt auch dem Fremden nicht schwer, Bekanntschaft mit diesen holden Naturkindern anzuknüpfen, und um das Recht des bekannten Fenstergehens zu erwerben, bedurfte es nur der Verständigung mit den Burschen des Ortes, wo das Mädchen wohnte, durch eine Spende von Wein, Brod und Käse, wobei aber,

bei Geldstrafe, genau die Sitte und das Herkommen dieser Gewohnheit respectirt werden mußte.

Ein Volksfest lockte uns, so wie Herrn von Wolf und seinen Chef, mit vielen andern Fremden nach Thun. Man erneute das Andenken Wilhelm Tells durch ein Schützenfest. Ein stattlicher Mann schritt als Tell, den Knaben an der Hand, von mehr als zweihundert Schützen geleitet, zu dem für die Schießübungen bestimmten Platz. Der Apfel wurde einer Puppe von Stroh richtig mit dem Pfeile abgeschossen, und der weite Raum hallte von Jubel. Man schoß mit furchtbar schweren Standrohren nach dem Scheiben, während eine Anzahl Knaben sich mit Pfeil- und Bolzenschießen belustigte. Abends wurde Tell wieder mit Musik und Jubel nach Hause geleitet, und in allen Wirthshäusern, deren der kleine Ort fünf zählte, wurde getanzt. Ich hatte mit einer jungen Schweizerin aus Munsingen, in Blumenstein Bekanntschaft gemacht, die ich zu meiner Freude hier im Geleit ihrer Aeltern wieder traf, ein herziges Geschöpf, unschuldvoll und schön, die sich mit kindlicher Hingebung an mich anschloß. Wir tanzten im Freihof, der von Fremden wimmelte, und meine Tänzerin, Aenneli, zog die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich, der sich in ihre Nähe drängte, und als ich kaum den Rücken wandte, um einen Bekannten

zu sprechen, mit neugierigen Fragen und lockenden Anträgen ihr nahte. Sie solle ihm nach Deutschland folgen, solle haben, was sie nur verlange, solle sogleich zwanzig Louisd'or Taschengeld erhalten, und was der plumpen Verheissungen mehr waren. Das Mädchen antwortete ihm gebührend abfertigend, und flüchtete sich in meinen Schutz. Bald darauf sah ich den Fremden im Gespräch mit dem Gesandten, und erfuhr von Herr von Wolf, daß jener Herr ein deutscher Prinz sei. Ich freute mich, dem edlen deutschen Prinzen, der im Jahre 1813 nichts besseres zu thun wußte, als eine Lustreise in die Schweiz zu machen, die gehoffte Beute zu entreissen, und brachte Aenneli ungekränkt ihren Aeltern wieder.

Auch auf das Stockhorn führte ich meinen Gefährten, doch trafen wir nicht das beste Wetter, dafür eine heftige Kälte, so daß der verwöhnte Jüngling auf alles Besteigen sehr hoher Berge, und auf die Nähe aller Gletscher verzichtete.

Wir durchreisten Unterwalden, gingen durch den Kanton Uri, verfolgten das Schächen-Thal mit seinen schönen und zahlreichen Wasserfällen, bis zu den Clariden, und stiegen über den Klauspaß in den Kanton Glarus hinab. Dem Wellenrollen des muntern Fätschbaches folgend, und seinen Fall bewundernd, gelangten mir durch das Thal Urner-Boden

zum Dorfe Linththal, und in das Thal gleiches Namens, das uns nach Glarus brachte. Hier scheint die Welt, wenn nicht mit Bretern verschlagen, doch mit Bergen zugestellt; rings erhabene Naturpracht, rings Wasserfälle und Sturzbäche, rings Alpenwirthschaft. Hier ist die Bereitung des bekannten Schabziegers heimisch, des so beliebten grünen Kräuterkäses, zu dem jedoch kein andres Kraut kommt, als der würzige Steinklee, Trifolium Melilothus. Außerdem blüht aber die herrlichste Alpenflora auf allen Höhen, und dem Kranken fächelt ihr Duft Genesung. Das Städtchen Glarus (denn einen Flecken hört der Hauptort des Kantons sich ungern nennen) hat, die Alpenwirthschaft abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit mancher betriebsamen Thüringerwaldstadt. Es ist viel Manufactur- und Fabrikleben darin, und daraus entspringender Wohlstand. Viele Häuser sind mit Schiefer bedeckt und bekleidet, den die trefflichen Brüche des Plattenberges im nahen Sernft-Thale liefern. Ich fand für Musik außerordentlich viel Sinn, und fast in jedem Hause der wohlhabenderen Einwohner einen Wiener Flügel. Ein kleines Concert wurde arrangirt, das nicht nur zu meiner, sondern auch zur Zufriedenheit der Zuhörer und Zuhörerinnen ausfiel. Meinen Gefährten machte es Vergnügen, auch etwas vorzutragen, und wir verbrachten einen frohen Abend.

Es wurde mir der Wunsch angedeutet, ich möchte bleiben, und Guitarre- und Clavier-Unterricht geben; ich sollte sogleich Scholaren bekommen, denn, sagte man: wir haben hier zwar einen Musiklehrer, aber er hat sich dem Trunk ergeben und ist ein Schwindsuchtcandidat. Ich hatte nicht übel Lust, in dem stillen, von der Welt abgeschiedenen Alpenthale zu bleiben. Vielleicht winkte abermals, wie in Bagneres, eine Verbindung, die ich nicht wieder thörigt aufzugeben beschloß, allein ich merkte Herrn von Langemantel an, daß er nicht Lust hatte, mich von sich zu lassen, und war ihm persönlich zu gut, als daß ich ihn hätte durch Trennung betrüben mögen. Ich sagte meinen freundlichen Bekannten Lebewohl, verhieß wiederzukommen, und folgte Herrn von Langemantel nach St. Gallen. Wir besuchten Mollis und Näefels und des letztern Ortes denkwürdiges Schlachtfeld mit seinen Gedächtnißsteinen; besahen und befuhren den hochromantischen Wallenstädter-See und nahmen die sehenswerthen Wasserfälle des Serenbaches und Baierbaches in Augenschein. Der letztere stürzt sich aus einer schattigen Felskluft brausend in den ersten, welcher, alle seine Abstufungen eingerechnet, aus einer Höhe von fast 1600 Fuß seine Schaumwellen zu Thale rollt. Ueber Uznach, Lichtensteg und das im Jahr vorher durch einen Brand

stark beschädigte Herisau gelangten wir nach dem in Kunst und Wissenschaft, wie in lebhafter Industrie blühenden St. Gallen. Dort war Herr von Langemantel an den Besitzer einer Mousselinfabrik empfohlen, Herrn Gabriel Schübler. Wir wurden bald in dessen Haus zum Mittagstisch eingeladen, und sahen uns fürstlich bewirthet. Der Fabrikant war noch nicht lange verheirathet, hatte eine schöne und liebenswürdige Frau, und zugleich deren Schwester bei sich, die noch schöner war. Beide waren musikalisch, die Frau spielte vortrefflich Clavier, die Schwester sang, und so kam es, daß wir uns nach Tische zu musikalischer Unterhaltung vereinigten, und die holde Kunst der Töne die Gemüther schnell befreundete. Das ist nicht der geringste Zauber den die Musik übt, daß sie schneller als die Sprache die Herzen annähert, daß sie durch Harmonie Harmonie erzeugt. Später zeigte uns Herr Schübler seine englischen Maschienen in der Fabrik und führte uns zur großen Mousselinbleiche, dann lud er uns wieder zu Thee und Abendessen ein. Es wurde wieder musicirt, und die Stunden vergingen so rasch, wie froh. Da das Gespräch auch auf alte Instrumente kam, so holte Herr Schübler eine Violine, welche jedoch unbezogen war, und gab sie mir mit den Worten, ich möge sagen, ob dieses alte Ding noch das Beziehen werth sei? Ich sah

schon an der Bauart, daß es eine Italienerin war, und freudig schlug mein Herz, als ich innen einen vergilbten, mit Spinnweben überzogenen Pergamentstreifen entdeckte, auf welchem, nach einigem Reinigen mit einer Feder die gedruckten Worte deutlich zum Vorschein kamen:

Antonius Stradiuarius, Cremonensis
Faciebat Anno 1670.

Ich mußte glauben, daß diese Violine dem ältern Stradivario angehöre, da die Jahrzahlen des Antonio bis 1724 gehen; um so schätzbarer war das seltene Instrument, dessen Besitz mir äußerst wünschenswerth erschien. Der Besitzer sagte mir jedoch, daß diese Violine von seinem Großvater stamme, und er sie nicht veräußern möge. Ich ließ meinen Wunsch fürder unberührt, und ging dafür um so williger auf den der schönen Schwägerin des Herrn Schübler ein, ihr Stunden zu geben und ihr die Guitarrestückchen zu lehren, die sie mit äußerstem Wohlgefallen von mir gehört.

Der gefällige Wirth brachte noch ein Instrument herbei, es war eine Art Stockflöte, dem Czakan der Böhmen ähnlich, doch eigentlich noch mehr Stock-Clarinette, und von ganz eigenthümlicher und ungewöhnlicher Bauart, die aber einen herrlichen Ton hatte. Sie schien mir neu, und ich fragte nach ih-

rem Verfertiger. Dieser, ward mir gesagt, sei ein Alpenhirt, Namens Ulrich, und wohne in Alt St. Johann, einem Dorfe im Thale der Thur, hinter den sieben Kuhfirsten und dem Säntis, sei aber des Sommers über in seiner Sennhütte auf den Alpen.

Das Instrument war so schön, und versprach so viel Annehmlichkeit auf Reisen, da man sich desselben wie eines Spatzierstocks bedienen konnte, daß ich mir lebhaft den Besitz eines solchen wünschte. Da mein Reisegefährte in Folge der kriegerischen Bewegungen in Deutschland Briefe empfing, die ihn in seine Heimath riefen, da ich mit meiner Kunst jetzt nirgend Glück zu machen hoffen durfte, indem der Klang der Waffen die Länder durchrauschte, und da sich mir in St. Gallen, wie in Glarus die Gelegenheit darbot, durch Stundengeben meinen Unterhalt zu finden, so hielt ich für wohlgethan, in den einsamen Thälern der Schweiz, die sich in dem großen Kampfe, der gegen Frankreich entbrannte, neutral zu halten beschlossen hatte, mich noch eine Zeitlang zu verweilen. Zunächst dachte ich, den kunstfertigen Instrumentenmacher des Gebirges aufzusuchen, und dann vielleicht auf irgend einem freundlichen Wege in den Besitz der mißachteten und vernachlässigten Stradiuario-Violine zu gelangen.

Neuntes Kapitel.

Gemsenjäger.

Nach einigen froh verlebten Tagen reiste Herr von Langemantel nach Bayern zurück, und ich schied von der mir schnell befreundet gewordenen Familie des Herrn Schübler mit warmem Dank und dem Versprechen, wiederzukommen so bald ich wolle und könne. Ungern, wie ich mir schmeichelte, sah die schöne Elsi mich gehen, und flüsterte mir beim Abschied zu, daß sie ihre Schwester schon bereden wolle, ihr bei dem Gatten bitten zu helfen, mir das alte Instrument abzutreten, auf dem ja doch Niemand spiele. Ich ließ meine Effecten, die ich von Thun nach St. Gallen hatte schaffen lassen, dort in Verwahrung, und trat wohlgemuth meine Bergwanderung an. Bei Lichtensteg öffnete sich das Thurthal, und ich ließ des Alpenwassers laut murmelnde Wellen mir als Wegweiser dienen. Das Thal umzieht in weiten Bogen die Bergstöcke des gletscherreichen Säntis, und an dessen schroffsten Abhang nach Süden fand ich fast am Ende

einer Reihe kleiner hochliegender Dörfchen auch das gesuchte Alt St. Johann, wo ich dem Senner Ulrich nachfragte. Die kleine Bevölkerung sammelte sich neugierig um mich; ein Fremder war in diesem Thale eine Seltenheit, denn die Reisenden, welche den Säntis besteigen, nehmen ihre Wege über Appenzell und Weisbad zu den verschiednen Hochgipfeln.

Es begann ein höchstanstrengendes und furchtbares Klettern, wie es mir bei meinen vielen Alpengängen noch nicht vorgekommen war; so daß auf drei Schritte vorwärts fast immer zwei rückwärts gingen. Schon ermüdete ich, und begann die ganze abenteuerliche Idee, einen Clarinettenmacher in der Nähe der Gletscher aufzusuchen, zu verwünschen, als mein muntrer Führer mir in weiter Ferne eine Sennhütte zeigte, die unter dem Kopf des hohen Mesmers einsam auf der Alpe lag; dort sollte ich meinen Mann finden und fand ihn, nachdem ich noch zu guter Letzt, als ich dem Hause recht nahe, zwanzig bis dreißig Schritte zurückgerutscht war. Ich traf den Alpenhirten mitten unter seinem Vieh, einen freundlichen, schon bejahrten Mann, der geschmeichelt lächelte, als ich ihm sagte, daß ich um seiner Bekanntschaft Willen die beschwerliche Reise zu ihm herauf gemacht. Er verließ seine kleine Heerde von 16 Stück Kühen, führte mich in die einfache Hütte

ein, wo er bereits wieder eine Stock=Clarinette in der Arbeit hatte, und lud mich ein, so lange bei ihm zu bleiben, bis das Instrument fertig sei. Ulrich war nicht allein, zwei jüngere Brüder und seine Mutter, welche hundertundzwei Jahre alt war, und dabei rüstiger auf ihren heimathlichen Bergen, als ich, theilten sich in die Geschäfte der Alpenwirthschaft, welche in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen, mir jetzt Gelegenheit geboten war. Das Vieh fand ich nur mittelgroß, bei weitem nicht so schön wie das in der Umgegend des Rigi oder des Stockhorn und zumal im Simmen=Thale. Es graste frei auf den Matten umher, fand sich, von der stattlichen Heerkuh geleitet, zur bestimmten Zeit zum Melken ein, und suchte Nachts den Stall, der wärmer war, als die kleine Kammer des Sennen und seiner Angehörigen. Ich wurde gastlich mit der einzigen Kost bewirthet, die den armen Aelplern zu Gebote stand, Milch, Käse und Gerstenbrot; erstere lauter Rahm, von vortrefflichem Geschmack und ausnehmender Fettigkeit. Der Käse war schmackhaft und es stand mir frei, das Brot mit Butter zu verspeisen; als durststillendes Getränk ward Buttermilch empfohlen und freundlich dargereicht.

Abends buk die gute Alte einen festen Kuchen von Rahm und Gerstenmehl, und am andern Mor=

gen wurde die Milch warm getrunken und Käseschnitten eingestippt, wie Zwieback.

Während den Brüdern die Obhut der Heerde überlassen blieb, wanderte Ulrich mit mir auf den Alpen umher und führte mich zum höchsten Gipfel des Säntis hinan; er zeigte mir die Menglisalp mit ihrem Sennhüttendörfchen, die tiefer liegende Schwendi, das enge Seealpthal mit dem kleinen Doppelsee; die tiefer als der Hochgipfel gelegene, aber unersteigbare Gyrenspitz, die Wagenlucke mit ihren schrecklichen Schluchten voll Schnee und Gletschereis, und die unermeßliche Fernsicht, die nur deshalb weniger reizend sich darstellte, weil sie aus einer Höhe von mehr als achthalbtausend Fuß überschaut wurde. Der ganze Spiegel des Bodensees zeigte sich unter einem Nebelschleier.

Wie still war es auf diesen öden Höhen! Die Einsamkeit und das Schweigen der Wüste walteten hier, wenn nicht etwa das, einem Kanonenschuß gleiche Krachen niedergehender Lauinen langnachrollend die Stille unterbrach. Es gewährte ein eigenthümliches Gefühl, so fern getreten zu sein von alle dem regen und hastigen Treiben der Menschenwelt, allen Kämpfen, Siegen und Niederlagen, allem was die Gemüther mit Bangen oder Freude erfüllte, allem Ringen und Streben, dem verfehlten sowohl, wie dem

belohnten. Wenn die Fortdauer der aus diesem Leben abgeschiedenen Geister so beschaffen ist, daß noch menschliche Denkkraft im Bewußtsein einer körperlosen Psyche stattfinden kann, so muß ein solcher Geist auf ähnliche Weise empfinden, indem er sich an die ewig wahre Natur, als die Vermittlerin des irdischen Wesens mit Gott, einzig gewiesen sieht. Hier war Weltfriede, göttliche Ruhe, das erhabenste und zugleich befriedigendste Stillleben — für einen Weisen, einen Anachoreten, nicht für mich, der ich mit voller Seele an den Freuden der Welt hing und nach ihren Zerstreuungen mich sehnte. Daher hielt ich es nicht lange aus bei dem Sennhirten von Alt St. Johann, obschon die guten einfachen Bewohner des Gebirges ihr Möglichstes und Bestes thaten, mich zu bewirthen und zu unterhalten. Da am nächsten Tage Sonntag war, so sollte mir eine ganz besondere Güte angethan werden, und es erschien neben den einfachen Milchspeisen geräuchertes, auf heimlicher Bürsch geschossenes Gemsenfleisch. Allein ich machte vergebliche Versuche, dasselbe zu zerlegen, und fragte, warum es so sehr hart sei? Das steinalte Mütterchen schmunzelte freundlich und gab die Erklärung, daß die Ursache dieser Härte füglich eine andre nicht sein könne, als weil das Fleisch bereits über Jahr und Tag im Schornstein hänge, denn auf ihren Tisch käme fast

nie ein solcher Leckerbissen. — Ich hatte mir eine tüchtige Verkältung zugezogen, denn mein Nachtlager war überluftig unter dem kleinen Dachraum der Sennhütte im Wildheu, das die Alpenhirten, oft mit Lebensgefahr von solchen Stellen abneigen, wohin kein Thier den scheuen Fuß zu setzen wagt, daher versprach ich, wieder nachzufragen nach dem Instrumente, und schied von den einfachen Hirten, die nur mit Mühe zu bewegen waren, für meine Bewirthung etwas anzunehmen.

Mit einem heftigen Husten, Schnupfen, und starken Brustbeschwerden stieg ich in das von der Welt und ihrem Treiben so ferne Alpenthal der Thur nieder, fragte nach einem Arzt, und wurde nach Neu St. Johann gewiesen, wo einer wohnen solle. Ich war so glücklich, den Aesculap aufzufinden, der mir aus seiner Hausapotheke ein obsoletes Pulver gab, erfreut, wie er kein Hehl hatte, einmal einen Patienten zu sehen. Der Mann war aus Memmingen, und gab mir zu dem Rath, mir ein paar recht starke Schuhe machen zu lassen, wenn ich wieder auf dem Gebirge herumklettern wolle, noch mit vielem Humor eine Geschichte seiner ärztlichen Wirksamkeit. Der Guckuk, sagte er, habe ihn in diesen traurigen und armseligen Erdwinkel geführt, in welchen er auch nicht zu bleiben gedenke. Er beziehe

vom Kanton eine kleine Besoldung, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel sei, und außerdem verdiene er das ganze Jahr keinen Kreuzer, denn es werde Niemand krank, und sei dieß ja der Fall, dann kurirten sich die Leute mit Wasser und Molken. Wahrlich, die Natur hat in diesen Alpenthälern für eine Ueberfülle von Wasserheilanstalten gesorgt. Ich wandte mich aus dem Thur-Thale wieder in das Linth-Thal und pilgerte nach Glarus, wo ich mich zu längerem Aufenthalt freundlich veranlaßt sah.

Bei einem Ringfeste, welche in die schöne Jahreszeit fallen, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Fabrikanten aus Mollis, Melchior Schindler, welcher mich freundlich einlud, ihn zu besuchen. Ich traf dort ein wunderschönes Mädchen, seine Schwester, und sah mich von seinen Aeltern wohl aufgenommen. Man bewirthete mich sehr gastlich, und es kam zu der Verabredung, daß ich allwöchentlich dreimal von Glarus nach Mollis kommen, und der schönen Emmi Guitarre- und Gesangstunden geben sollte. Die Jugend habe, meinten die Aeltern, in den kleinen Orten dieser Gegend, außer der Musik fast keine anständige Unterhaltung. Da ich auch in Glarus eine Menge Stunden bekommen hatte, so richtete ich mich förmlich so ein, daß ich drei Tage dort Unterricht

ertheilte, und drei in Mollis, und machte den angenehmen Weg von einer guten Stunde oft und mit dem größten Vergnügen. Den Sonntag, oft aber auch den Sonnabend, benutzte ich zu größern Ausflügen in die Gegend, auf denen die jungen Leute mich begleiteten, oder es wurden Concerte und Bälle veranstaltet. Von Zeit zu Zeit fuhr ich nach Zürich, um neue Musikalien einzukaufen.

Bei den vorhin erwähnten Ringspielen und Wettkämpfen, denen ich oft als Zuschauer beiwohnte, hatte ich Gelegenheit, eine Täuschung wahrzunehmen, mit welcher Fremde, besonders wettlustige Engländer oft angeführt werden. Es treten dann gewöhnlich ein von äußerm Ansehn sehr starker und ein anscheinend schwacher Kämpfer auf den Schauplatz, und man giebt sich versteckt Mühe, die Fremden zu Wetten über den Ausgang des Ringkampfes zu veranlassen. Natürlich bauen jene auf die scheinbar überwiegende Körperkraft des von der Natur Begünstigten, und die Eingebornen nehmen die Wette an. Nun ringen die Ringer vielleicht eine halbe Stunde lang mit der größten Anstrengung, bis endlich der Schwächere obsiegt, den Stärkern erhebt und zu Boden wirft — weil beide darüber im Einverständniß sind.

Mir wiederfuhr eine andre, sehr unliebe Täuschung; ich, inniger Frauenliebe so lange fern und

fremd, verliebte mich in die reizende Emmi, welche ein holdseliges Naturkind voller Anmuth und Liebreiz war, und baute einmal wieder Luftschlösser von Glück und einer schönen Zukunft, weil ich mir einbildete, beides könne mir noch beschieden sein; die Achtung, die ich gegen die gastliche und mir so wohlwollende Familie Schindler empfand, hielt mich jedoch ab, voreilig das noch sehr junge Mädchen mit Liebeswerbungen zu bestürmen.

Auf einer Jagdparthie, die ich mit Freund Melchior an einem schönen Sonntagmorgen machte, nachdem ich, wie ich gewöhnlich that, die eine bedungene Stunde in drei verlängert und bei Schindlers übernachtet hatte, entdeckte ich mich dem Freund, zu welchem ich in ganz vertraute Kameradschaft getreten war, und fragte ihn, ob seine Aeltern mir wohl zürnen würden, wenn ich Emmi von ihnen zur Frau begehre? Er hörte mich mit stillem Lächeln an, und erwiderte dann: „Lieber Freund, da kann nichts daraus werden; Du denkst Emmi wäre noch ein Mägdelein, sie ist aber seit einem halben Jahr verheirathet, und mich nimmt's nur Wunder, daß zufällig nicht die Rede auf ihren Mann gekommen ist, wenn Du da warst, denn außerdem wird doch im Hause genug von meinem Schwager gesprochen."

Ich war ganz versteinert, und mein stattliches

Luftschloß prasselte zusammen, wie ein hohes Kartenhaus. Melchior klärte mich auf. „Es ist üblich bei uns,“ sprach er: „und zugleich nothwendig, daß, wo in einem Handels- und Fabrik-Hause zwei Brüder, Söhne, oder zwei Compagnons sind, immer der Eine ein Jahr lang sich in der Stadt aufhält, wo von dem Fabrikat die größte Niederlage ist; wir haben unser Haus in Wien, und mein Schwager mußte sofort nach seiner Hochzeit dorthin abreisen. Wenn er heimkehrt, ist die Tour an mir. Dieser Wechsel ist sehr angenehm, er hält uns in steter Verbindung mit der Außen- und Geschäftswelt, von der mir sonst in unsern engen Thälern nichts gewahr würden.“

Ich bat den Freund, von meinem Antrag zu schweigen, und mich nicht bei den Seinen blos zu stellen; es blieb mir aber eine Wunde im Herzen. Die junge Frau war gar zu lieb, harmlos, kindlich, und konnte einen Stoiker zur Verzweiflung bringen. Ich wurde betrübt und niedergeschlagen, und war nahe daran, wieder nach St. Gallen zu gehen, aber meine Verbindungen hielten mich fest. Man erwieß mir in Glarus alle mögliche Freundlichkeit und ein Mann, in dessen Hause ich auch unterrichtete, stellte mir, als der Winter sich eingefunden hatte, sogar Pferd und Schlitten zur Disposition, um in Mollis meine Stunden fortgeben zu können. —

Die Schlacht von Leipzig war geschlagen, Napoleon mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein; die Throne, welche der Machthaber aufgestellt, brachen zusammen, ganz Deutschland erhob sich, und der Feldzug der Alliirten gegen Napoleon und Frankreich begann. Die Kunde der weltgeschichtlichen Begebenheiten drang auch in die Gebirgsthäler der Schweiz, doch fand die Begeisterung, die Deutschlands Jugend entflammte, und ihr verheißungreich das Schwert zum Erringen der Freiheit in die Hand gab, in jenen Thälern kein Echo. Die Schweiz hielt sich für frei, obschon auch auf ihr der napoleonische Druck lastete, die Kantone waren ja souverain und kein Kanton mit Ausnahme Berns, erhob den Arm, der französischen Vormundschaft sich zu entlasten. Man hielt für bequem und genehm, den Weltkampf vorüber tosen zu lassen, und erklärte sich für theilnahmelos. Nur die unantastbare Neutralität sollte nöthigenfalls mit bewaffneter Hand geschützt werden.

Die gekrönten Sieger gaben der, ihren großen Zwecken bedrohlichen, mindestens schädlichen Neutralitätserklärung der Schweizer Tagsatzung vom 20. November 1813 keine Folge, und die Schweiz sah sich nicht minder als andre Länder von den Schaaren der gegen Frankreich wogenden Heere überschwemmt.

Ich hätte wieder gute Gelegenheit gehabt, als

Regimentsclarinettist noch Paris zu gelangen, allein die Lust mangelte mir, und um jeglicher Versuchung zu entgehen, die von Seiten der freiheitbegeisterten, ja freiheitberauschten deutschen Landsleute kommen konnte, die überall freudig anwarben, zog ich mich weit zurück.

Ich ging wieder nach Alt St. Johann, um bei Ulrich anzufragen, ob die Clarinette, die ich für mich bestellt, fertig geworden? Wer mir aus so wenig patriotischem Thun einen Vorwurf machen möchte, mag es; ich mache mir keinen.

Ich war dem deutschen Vaterland zu lange fern und zu entfremdet, konnte auch keine Hoffnung an dasselbe knüpfen, als daß ich mich aus innerer Nothwendigkeit den muthigen und ehrenwerthen Männern hätte zugesellen müssen, die für Deutschlands Rechte und seine Freiheit stritten.

Ich traf meine gutmüthige Hirtenfamilie in ihrem kleinem Häuslein zu Alt St. Johann, und erregte durch mein Kommen große Freude. Die alte Mutter buk einen Kuchen, kochte Kaffee und lud einen befreundeten Nachbar zu meiner Unterhaltung ein, der mir die Chronik des Dörfleins erzählte und der Familie, ich weiß nicht zum wievieltem Male die Reihe aller Ereignisse vortrug, welche im Dorfe

stattgefunden hatten, während jene auf den Alpen weilten.

Anziehender war für mich die Schilderung eines im vorjährigen Winter erfolgten ungeheuern Schneefalles, durch welchen Alt St. Johann dermaßen eingeschneit wurde, daß der Schnee mehre Klaftern hoch über den höchsten Häusern gelegen, und das Dorf ganz und gar verschwunden sei. Zwei und einen halben Tag brachten die Einwohner unter der Schneedecke in tiefer Finsterniß zu. In den Nachbardörfern wurden die Gemeinden durch die Sturmglocke zur Hülfeleistung entboten.

Da das Instrument noch nicht ganz fertig war, so blieb ich noch einige Tage, um dessen Vollendung abzuwarten. Während nun Ulrich an die Arbeit ging, suchten mir seine Brüder eine Unterhaltung zu verschaffen, indem sie mich zu einer heimlichen Gemsenjagd einluden. Ich nahm gern die Gelegenheit wahr, auch in dieser edeln Kunst zu profitiren, um mindestens davon erzählen zu können, denn daß ich nicht sonderlich viele Gemsen schießen würde, konnte ich mir recht gut denken. Man versah mich mit einem Theil der Munition und des Proviants, bestehend in Gerstenkuchen und bitterm Aquavit, der über der heilsamen Wurzel des rothen Enzian digerirt war, Steigeisen, Stab, Lederriemen und einem Stutz, dessen

Schwere mir gar nicht zusagte, doch war ein leichterer nicht vorhanden.

Von der Gemsenjagd, ihren Mühen und Lasten, hatte ich schon sehr viel erzählen hören. Wir traten sie ohne Hunde an, ganz still, unsrer drei, und wanderten auf einem kürzern Pfade, als der, den ich gestiegen war, zur Sennhütte Ulrichs. Ich fiel mehr als ich ging, der Pfad zog sich stundenlang entsetzlich steil empor; zum Tod erschöpft, erreichte ich mit meinen ungleich rüstigeren Gefährten die Hütte, in welcher ein Feuer entzündet, und der Flasche weidlich zugesprochen wurde. Dann suchten wir sogleich die Ruhe, um vor Tagesanbruch wieder aufzubrechen. Die Gefährten nahmen mich beim Schlafen zwischen sich, sonst wäre ich in der kalten Nacht steif wie ein Scheit Holz gefroren.

Kaum graute der Morgen, als wir rasch weiter eilten, und einem Felsengrat des hohen Säntis zuschritten, der in einer halben Stunde erreicht wurde. Es wurde ein günstiger Standpunkt auserseheu, wo wir Halt machten; der eine Ulrich lehnte jetzt Gewehr und Alpenstock an die Felswand, legte auch Hut und Mütze ab, und kroch leise mehrere Schritte auf allen Vieren nach einer Stelle hin, wo einige aneinander gelehnte Steinplatten einen Durchblick auf andere Felsgrotten gestatteten. Diesen Ort nannte mein

zweiter Gefährte ein Luegi, und wir sahen, uns still verhaltend, seinen Bruder lange und anhaltend hindurch lugen, wobei er sich eines kleinen Handperspektivs bediente, das ich in den Händen eines einfachen Natursohnes nicht vermuthet hätte. Es ist aber ein solches Instrument den Gemsenjägern unentbehrlich, so wie es nothwendig ist, mit dem frühesten Morgen zum Abschleichen der Geisen auf dem Anstand zu sein. Nach einer Weile hielt der Schütze am Luegi die Hand hinter sich, winkte fünf Mal, was andeutete, daß er fünf Gemsen sähe, und kroch leise, ohne sich aufzurichten, zu uns zurück. Wir hielten uns ganz ruhig, dicht an den Felsen gedrückt. Nach drei Minuten etwa sahen wir eine Führgeis in ziemlicher Entfernung auf einem mit Eis bedeckten Felszacken erscheinen, aber unglückerweise wehte der Wind von uns nach ihr hin, und sie hatte binnen wenigen Augenblicken Witterung. Sie hob den Kopf, sah uns, that einen Pfiff, wie wenn ein Mensch pfeift, einen raschen Satz und war verschwunden. Gleich darauf erschienen noch vier Gemsen hintereinander, die aber rasch, wie ein hüpfendes Irrlicht da und auch nicht da waren.

„Die kommen nicht wieder!“ murrten die Jäger ärgerlich, und wir krochen vorsichtig und auf immer schwierigerem Pfade weiter, immer einer der Jäger scharf spähend und schleichend voraus, wir zwei an-

dern langsam hinter drein, bis wir an eine geeignete Stelle kamen, wo wieder ein Luegi war, und die vorige Scene sich wiederholte. In höchst unbequemer Stellung und viel länger als vorhin lag der lauernde Schütze, der sein Hemde über das Oberkleid gezogen hatte, damit die Geisen, wenn sie ihn ja erblickten, ihn für Schnee hielten. Endlich gab er wieder ein Zeichen, blieb aber fest in seiner angenommenen Stellung, woraus zu entnehmen war, daß auch die Gemsen, die er erblickte, etwas ihnen feindseliges gemerkt hatten, und stutzten.

Es geht nichts über den scharfen Gehör- und Geruchssinn dieser schönen und klugen Thiere, und nichts über die Beschwerlichkeiten ihrer Jagd. Mir wurde Zeit und Weile lang, ich erfror fast Hände und Füße, Nase und Ohren, und dachte: ein Mal auf die Gemsenjagd gegangen, und niemals wieder. Mein Nebenmann flüsterte mir zu, sobald ich eine Geis erblicke, dürfe ich mich beileibe nicht rühren, sondern müsse in unbeweglicher Stellung verharren, bis man sicher sei, daß sie einen nicht entdeckt habe, und ruhig weidend auf Schußweite nahe komme.

Nach einer Weile winkte unser Vordermann wieder, deutete nach oben, und siehe, da stand ein fetter schwärzlicher Bock über uns, der sich bedächtig umschaute. Ich hielt mich still, und mein Nebenmann

schoß. Mit einem gellenden Pfiff und einem mannshohen Satze sprang das Thier über uns hinweg; alsbald sprang der Vormann auf, ergriff seinen Stutz, eilte nach, schoß, war aber so unglücklich zu fallen, im Augenblick, als er losdrückte, und die Kugel streifte nur den Bock. Dieser stand nur zwanzig Schritte von uns, man sah, daß er angeschossen war, ich legte an, gab Feuer, und der Bock stürzte zusammen. Meine Begleiter stießen ein kurzes Freudengeschrei aus und stürzten auf unsre Beute, während ich noch ein ganzes Rudel Gemsen mit Windesschnelle über Geklüft und Abgründe springen sah.

Als ich mühsam zu der Stelle geklettert war, hatten die Bergschützen dem Bock bereits vollends den Genickfang gegeben, und überhäuften mich mit Lobsprüchen, die ich gar nicht verdiente. Da nach so vielen Schüssen und dem Pulverdampf jede Hoffnung entschwunden war, noch einmal glücklich zu sein, so wurde das erlegte Thier auf der Stelle zerwirkt, sein Eingeweide auf dem Felsen zum willkommenen Fraße der Geier und Steinadler, die beständig mit Geschrei über ihren Felsenhorsten kreisten, gelassen, die Läufe zusammengebunden, und das ausgewirkte, und dadurch leichtere Wild von dem ältern meiner Begleiter auf den Rücken geladen. Die Jäger wuschen ihre schweißbefleckten Hände im Schnee, und wir

traten den Rückweg zur Sennhütte an, wo ein Mahl bereitet wurde, das ich nicht ländlich nennen kann. Ich war sehr abgespannt, und schlief eine Stunde, während die Jäger den Talg des Bocks absonderten, die Haut abzogen, und das Geweih ausbrachen, um es mir zum Andenken zu verehren.

Es wurde sehr spät in der Nacht, als wir heimkehrten. Ich wünsche allen Jägern und Jagdgenossen mehr Vergnügen, als mir die Gemsenjagd gewährt. Aber diese Ueberzeugung trug ich mit mir davon, daß alle Schilderungen der Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Jagd, die ich bisweilen für übertrieben gehalten, Letzteres nicht sind, sondern daß dieselbe vielleicht mehr Menschenleben auf das Spiel setzt, als eine Löwen- oder Tigerjagd, obgleich die Gemse eines der furchtsamsten Thiere ist. Dennoch hat schon mehr als eine in der Todtesangst durch einen wüthenden Sprung den Schützen mit sich in den Abgrund gerissen.

Als am andern Tage, den die guten Leute nach ihrer Art festlich begingen, und mich noch nach Kräften tractirten, da ich mit dem fertigen, in der That vortrefflichem Instrumente der Stock-Clarinette, für das ich sechzig Schweizerfranken zahlte, versehen, nun zu scheiden gedachte, das Gespräch sich noch meist um die Gemsenjagd drehte, erzählten Ulrich und seine Brüder mir mehr als eine Jagdgeschichte, unter an-

dern die traurige eines Jägers aus Glarus, der, ein Familienvater, im Beginn des vorjährigen frühzeitigen Winters auch, und zwar unvorsichtiger Weise allein, auf die Gemsenjagd gegangen war. Er kehrte nicht zurück, wurde gesucht, und nicht gefunden, um so weniger, da sehr bald tiefer Schnee die Alpen ganz unzugänglich machte. Im Frühjahr, als der Schnee geschmolzen, gingen einige Schützen auf das Gebirge, und siehe, da fanden sie den Vermißten, auf einem Stein sitzend, an eine Felswand gelehnt; er hatte seinen Fuß, den er durch einen unglücklichen Fall oder Sprung gebrochen, mit dem Halstuch verbunden, und war hilflos in der Felseneinöde umgekommen, und vom Schnee überdeckt worden. Der Leichnam war durch die Kälte frisch erhalten, und man hörte, als man ihn in ein Haus des nächsten Dorfes brachte, mit einem gewissen Grauen, daß die Uhr, die er bei sich getragen, noch ging. Die Kälte der ersten Nacht hatte sie erstarrt, die Wärme regte jetzt die noch halb aufgezogene wieder zum Gehen an.

Ein andrer Jäger aus Mollis, erzählte einer meiner Jagdgefährten: hatte sich an einen gefährlichen Standpunkt einer Gemse genähert, nach der er schoß. Als der Schuß losknallte, flog dicht über ihm ein Steinadler auf, und der Jäger merkte aus des Vogels Geschrei, daß er sich unter einem Horste mit

Jungen befinde, der zwischen fast unersteigliche Felsklippen gebaut war. Der Jäger, nachdem er seinen Stutz wieder geladen und über den Rücken gehängt, zog seine Schuhe aus, kletterte an dem Felsen empor, und gewann einen so gefährlichen Standpunkt, daß er zwar in das Nest sehen und greifen konnte, aber nur eine Hand frei hatte, und mit der andern sich am Felsen halten mußte, um nicht in den schwindelerregenden Abgrund zu stürzen. Schwindlich freilich darf kein Gemsenjäger sein, gegen den Schwindel trinken sie das frische Blut geschossener Gemsen, das ist ein probates Mittel. Im Augenblick nun, als der Jäger nach den fast flüggen jungen Adlern in den Horst greift, kommt der alte Adler geflogen, krallt sich mit den scharfen Fängen auf des Jägers Brustkoller an und hackt ihm mit dem Schnabel in das Gesicht, in den Kopf, eine Wunde nach der andern. Entsetzlich ist des Mannes Lage und vergebens sucht er mit der einzigen freien Hand sich des grimmigen Raubthieres, das seine Jungen mit aller Wuth vertheidigt, zu erwehren. Er kann ihn nicht losbringen, denn die Krallen und Fänge haben sich tief in Koller und Hemde eingehäkelt. Fast machtlos läßt er von dem Adler ab, der fort und fort kreischend und mit den ungeheuern Schwingen schlagend, auf ihn los hackt, dreht mit der freien Hand, während die andre

sich krampfhaft an den Felsen klammert, die Büchse so, daß ihre Mündung auf den Leib des Thieres sich richtet; es gelingt ihm, den Hahn in der furchtbaren Lage zu erreichen und zu spannen, er drückt ab, und der Adler sinkt an ihm nieder. Von Blut überströmt, schmerzgefoltert, wäre der Jäger dennoch verloren gewesen, wenn ihm nicht ein Kamerad zu Hülfe gekommen wäre, der ihn vom Fels herunter half, ihn verband und erquickte, da der Arme einige Mal ohnmächtig wurde. Als er nach Hause gebracht wurde, sank er in eine, eine halbe Stunde lange Ohnmacht, und mußte unter den Händen des Arztes und Chirurgen dreiviertel Jahre zubringen. —

Unter den Excursen, die ich von Glarus aus mit Freunden und Bekannten in die Umgegend machte, war auch einer in das Thal der Sernft, das Kleinthal im Gegensatz zu dem Linththal genannt, nach dem Wichler Bad, daß am Ende des Thales unter den eisbedeckten Hausstock und den langgedehnten Bergwänden des Tschingels in schauriger Einöde liegt. Der Weg dahin führte über das Pfarrdorf Elm, wo noch Nachkommen des Werner Stauffacher leben, ein Ort, welchem mehrere Monate im Jahre die Sonne nicht scheint; ihre Rückkehr und ihr Scheiden ist dadurch bezeichnet, daß bei ersterer am 15. März die Sonne durch das Martisloch, (vom März der Name,

Andre sagen Martinsloch) einer großen Bergesöffnung an Tschingel-Spitz auf den Elmer Kirchthum scheint; eine einzige und höchst eigenthümliche Naturerscheinung, in dem düstern Thale plötzlich mitten aus mächtiger Felswand die Sonne strahlend hervorbrechend zu sehen.

Außerdem erwecken diese Thalengen nur sehr trübe Betrachtungen; sie sind fast ausschließlich von Bettlern und Cretins bewohnt. Als wir in dem Wichlerbad ankamen, umringten uns gegen hundert Arme, die mit Ungestüm forderten, und deren man sich kaum zu erwehren vermochte; alle waren halbnackt, und ich hörte, daß die Wenigsten darunter wüßten, wie Brod aussähe. In der That beschränkt sich der ganze Feldbau in diesen Thälern auf den Anbau der Kartoffeln. Man erschrickt, wenn man die jammervollen Gestalten sieht, zumal die der Cretins. Im kältesten Winter kommen sie barfuß, höchstens in Holzschuhen, nach der Stadt.

Die Neigung zu meiner jungen und schönen Schülerin in Mollis drohte mir und ihr gefährlich zu werden, und da ich dieselbe vergebens zu bekämpfen suchte, so nahm ich mir vor, um nicht den Frieden einer glücklichen Familie zu stören, die mich so gastfreundlich aufgenommen, diese Gegend zu verlassen. Ich wartete nur noch die Festlichkeit der Versamm-

lung der Landesgemeinde ab, von der ich so viel erzählen hörte, und bereute es nicht, einen so großartigen Act republikanischer Freiheit und Regierungsform beizuwohnen, der im sogenannten Zaun, einem großen freien Platz mit Tribunen und amphitheatralischen Sitzen, abgehalten wurde. Hier kommen die Bürger des ganzen Cantons zusammen, und wählen ihren Landrath, der aus zwanzig Landmännern und sechzig Rathsherren besteht, prüfen neue Gesetzvorschläge des Landrathes, nehmen sie durch Acclamation an, oder opponiren, wozu jeder Einzelne, der die Befähigung hat, seine Meinung vorzutragen, ohne Unterschied des Standes, berechtigt ist. Damals gab der Wirth zum goldnen Adler, bei dem ich wohnte, einem der tüchtigsten Sprecher ab. Der Tag endete mit geräuschvollen Festlichkeiten.

Zehntes Kapitel.

Noch einmal glücklich.

In St. Gallen, wohin ich mich von Glarus aus, wieder begab, fand ich bei der Familie Schübler willkommene Aufnahme. Man hatte schon an meiner Rückkehr gezweifelt. Die muntre Elsi freute sich sehr, ihre Stunden mit mir fortsetzen zu können, und machte mir Hoffnung auf die Stradivario-Violine. Lieber wäre mir die Hoffnung auf Elsis Herz und Hand gewesen, allein der süße Mädchenengel hatte schon eine andre Neigung, und diesen Andern zu erfreuen, und durch ihr Talent ihm das Leben verschönern zu helfen, mußte ich mich ihr dienstbar und gefällig erzeigen. Wie manchem armen Musiklehrer blutet nicht das Herz, wenn die blühenden Reize einer lieblichen Schülerin es entflammten, und er mit Qualen einer Liebe im Busen, die Erwiederung nicht hoffen darf, die er nicht einmal zu gestehen wagen darf, Stunden geben muß in der Kunst, welche vor allen andern geeignet ist, zärtliche Empfin-

dungen zu wecken und zu nähren. Ich kenne diese Tantalusqual, haben sie oft empfunden und oft überwinden müssen.

Ich bekam die Violine, nach deren Besitz ich mich sehnte, in die Hände, um sie herzustellen, und als ich damit zu Stande gekommen war, wurde ich von Herrn Schübler ersucht, an einem Abend, wo mehrere seiner Freunde ihn besuchten, ihm etwas darauf vorzuspielen, damit er doch auch den Ton des Instrumentes höre. Ich that mein Bestes, und der Eigenthümer der Violine belobte, als ich geendigt, höchlich mein Spiel, und sagte: Sie haben sich die Violine reparirt. Ich mache Ihnen ein Präsent damit, bedanken Sie sich bei meiner Frau und Schwägerin. Nur eine Bedingung habe ich dabei, es ist die, daß Sie noch vierzehn Tage hier und unser Gast bleiben, und der musikseligen Elsi einige ihrer besten Stückchen aufschreiben und lehren.

Ich war sehr glücklich über das werthvolle Geschenk, daß ich gegen 60 Carolin schätzte, und über die freundliche Art, mit welcher mir meine so gern dargebrachte Mühe vergolten ward.

Auch diese schöne Zeit verging, und mein Loos hieß scheiden. Der beendigte Krieg, und Napoleons Verbannung auf Elba ließ hoffen, daß die Welt sich wieder mehr, als in der letzten Zeit möglich war,

den Künsten des Friedens zu wenden werde, und ich machte mir den Plan, über Winterthur und Zürich wieder nach Basel, und von da rheinabwärts zu gehen, wo es immer möglich, Concerte zu geben, und nebenbei durch vortheilhaften Eintausch und Wiederverkauf guter Instrumente erlaubten Gewinn zu ziehen; überhaupt aber so lange zu suchen, bis ich eine meinen bescheidenen Wünschen entsprechende Stelle in irgend einer Kapelle finden würde.

Die Künstlerirrfahrt, welche ich nun antrat, als ich den traulichen und schönen Bergasylen der Schweiz und allen lieben Freunden, die ich dort verließ, Lebewohl gesagt hatte, bot des romantischen Interesses nur wenig; brachte mich aber dafür mit einer großen Menge Musiker in Berührung, von denen mancher gleich mir irrend durch das Leben zu pilgern, sich gezwungen sah, und an dem sich, oft bei dem hervorragendsten Talent der harte Spruch bewährte, daß die Kunst nach Brod gehen muß.

Von Zürich lockte, bevor ich nach Basel ging, das Ausschreiben eines großen Musikfestes mich noch einmal nach Bern. Im Zusammenströmen vieler Kunstgenossen an einem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt liegt ungemein viel Anziehendes und Förderndes; ich bereute nicht, nach Bern zum Musikfest gegangen zu sein, denn ich fand manchen frühern lie-

den Bekannten wieder, und knüpfte neue Bekanntschaften an. Tollmann dirigirte die Instrumente, und Carl Maria von Webers Bruder den Gesang der Festproductionen. — Ich logirte im Falken, und machte dort die Bekanntschaft eines der originellsten Musiker, den, wie mich, das Schicksal mannigfach umgetrieben, wenn auch nicht außer Deutschlands Grenzen, und in welcher ein ungemein schöpferischer Geist thätig war, der nur mit den socialen Verhältnissen des Lebens oft in widrige Conflicte gerieth, wie dieß gar nicht selten bei begabten Künstlern der Fall ist. Es war Louis Böhner, den ich in Bern traf, noch in der Fülle seiner Kraft, noch voll Jugendbegeisterung. Als Orgel- und Pianofortespieler ausgezeichnet, als Componist reich an Ideen, wie an Melodien, schien dieser Mann von den Musen geweiht, und bestimmt, eine glänzende Laufbahn zu wallen. Er wallte sie nicht; das Leben befriedigte nicht seine Anforderungen, er nicht die des Lebens, beide zerfielen mit einander. Jetzt steht der einst so geniale Thüringer ein vereinsamter bleicher Kunststern tief am Horizont. Wer schaut nach einem solchen, wenn in allen Graden bis zum Zenith der Himmel voll glänzender Sterne erster Größe, voll Kometen und — Meteore glüht? Böhner war der liebenswürdigste Gaillard, froh und lebensmuthig bis zum

Uebersprudeln, dann auch wieder sentimental schwärmerisch, ächt deutsch, ächt thüringisch, nie seine dunkelgrüne liederreiche Heimath verläugnend. Das Letzte war ein großer Vorzug, um den ich ihn beneidete. In Mühlhausen war ihm eine Musikdirektorstelle mit einem Gehalt von 1500 Franken angetragen worden. Er hatte sie ausgeschlagen, weil das französische Element, das in dieser Stadt sich vorherrschend kund gab, seinem deutschen Sinn zuwider war. Er hatte nicht den kosmopolitischen Sinn, dessen ich mich erfreute, dafür war er unendlich glücklicher als ich, denn er hatte eine Heimath, die er liebte, nach der es ihn zog, die er prieß, und der er, was rühmend anzuerkennen ist, auch in gedrückten Verhältnissen treu blieb.

Wir spielten zusammen in einem Concert, und es bildete sich der Plan aus, daß wir gemeinschaftlich nach Italien reisen wollten, der sich aber hauptsächlich deshalb zerschlug, weil Böhner bei seinen Kunstreisen Orgelconcerte zu geben suchte, bei denen meine Hülfe ihm nicht nützen konnte, und ich sehr in Frage stellte, ob er mit Orgelconcerten in Italien Glück machen werde. Dazu kamen die auch jenes Land jetzt mit dem Lärm der Waffen theils erfüllenden, theils bedrohenden Unruhen. Es wurde daher beschlossen, in Süddeutschland unser Heil zu versuchen. Wir

reisten über Basel, Freyburg und Straßburg, wo wir zwei Concerte gaben, nach Baden-Baden und Carlsruhe. Wir concertirten, wo wir konnten, und lebten ein fröhliches Reiseleben.

Von Carlsruhe wandten wir uns nach Stuttgart, wo unsre Wege auseinanderliefen. Wir trafen mehrere renommirte Musiker, in deren Kreise wir Anregung und Theilnahme fanden. Böhner wandte sich nach Nürnberg, und ich kehrte wieder nach dem Rhein um. Ich übergehe den Aufenthalt in den verschiedenen Städten, die ihr Bild im Wellenspiegel des vaterländischen Stromes beschauen. Es ging mir abwechselnd gut und schlecht; ich spielte oft mit Glück, oft auch ließ Zufallslaune den Concertsaal leer. Der Friede fehlte noch immer dem erschütterten Europa, und ich hatte kein Glück mehr, und fand die Ruhe nicht, nach der ich mich sehnte. Früher, als sie mir da und dort so mildfreundlich winkte, sehnte ich mich nicht nach ihr.

Ein Zufall sollte Ursache werden, mich wieder auf eine Zeitlang in ein Asyl einzuführen, wo ich mich besser befand, als auf den immerwährenden Reisen, deren Unkosten jeden Erwerb verschlangen. Es war in Düsseldorf, wo ich im Gasthause bei Tische mit einem Manne zusammentraf, welcher eine

Blume mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, die unter Andern in einem auf die Tafel gestellten Bouquet sich befand. Diese Blume war ein Alpenkind, und ich nannte sie mit dem Namen, den ich ihr in der Schweiz hatte beilegen hören. Der Mann fragte gleich sehr artig, ob ich Botaniker sei? Dieß mußte ich freilich verneinen, und erwiederte, ich sei blos ein Freund der Blumen, habe aber diese Blume in ihrer Heimath häufig wild wachsen sehen. Im Laufe des, sich viel über die Alpenflora verbreitenden Gespräches eröffnete mir nun mein Tischnachbar mit freundlicher Beredsamkeit, daß er mit Vorliebe Botaniker und zugleich Hofgärtner an einem benachbarten und bekannten kleinen rheinischen Fürstenhof sei. Er nannte mir das Schloß, und machte von dessen Schönheiten, Alterthümern und prächtigen Garten eine reizende Schilderung; nicht minder wußte er viel Schönes und Gutes von seiner Herrschaft zu sagen, wobei er noch besonders die Liebenswürdigkeit einer jungen Wittwe prieß, welche die Tochter erster Ehe der Fürstin, und in Paris geboren, wie erzogen sei. Einige Namen, die mir der Hofgärtner nannte, ließen mich einer Vermuthung Raum geben, die mein Herz lebhafter klopfen machte, doch mußte der Nachbar mehrere Fragen, die ich jetzt an ihn richtete, unbeantwortet lassen, da er in die Familiengeschichte seiner

Gebieterin nicht so weit eingeweiht war, um mir von der Tochter erster Ehe derselben mehr sagen zu können, als daß sie drei Kinder habe, daß sie noch äußerst schön, und nicht minder liebenswürdig und geistreich sei, als ihre Mutter. Unser Gespräch endete damit, daß der freundliche Herr mich einlud, ihn in dem nachbarlichen Schlosse zu besuchen, was ich halb und halb zusagte. Ich blieb in einer Stimmung die voll Unruhe, Sehnsucht und stilles Verhöhnen meiner Thorheit war; doch beschloß ich, jene Einladung Folge zu leisten, um mich zu überzeugen, ob ich irre, oder meine Vermuthung in Wahrheit wurzle.

Ich machte die kleine Reise in jene ortreichen aber berglosen Gefilde, in denen mich ein unaussprechliches Sehnsuchtgefühl nach den Alpen ergriff, und war froh, als die alterthümliche Schönheit des großen, zugleich mit stattlichem Neubau versehenen Schlosses mir entgegen trat, und die Bäume seines Gartens mit dichtem Laubdach mir die Ebenen verhüllen, an welche ich zwar auch Erinnerungen hatte, jene von meinem unseligen niederländischen Kriegsleben her, welche mich aber keineswegs erfreuten, da die Jahre, in denen ich jetzt stand, mich deutlich erkennen lehrten, daß ich durch den unüberlegten Entschluß, mich zum Kriegsdienst anwerben zu lassen, die ganze

unstäte Laufbahn meines Seins vorbereitet und vorgezeichnet hatte.

Ich trat in den herrlichen, umfangreichen, und wie ich wahrnahm, mehr der wissenschaftlichen Botanik als der bloßen Kunst- und Ziergärtnerei dienenden Park, obwohl auch letztere auf die angemessenste Weise vertreten war, und fragte bei einigen Arbeitern nach dem Herrn Hofgärtner. Man wieß mich in eine lange Allee, an deren Ende ich ihn finden sollte, und ich durchschritt sie gedankenvoll, in nicht froher Stimmung. Was wollte ich denn hier? Eine Erinnerung auffrischen? Einer Vermuthung Gewißheit erlangen? Was hatte ich, wenn ich mich in meiner Hoffnung irrte, und was, wenn ich nicht irrte?

Wenn ich nun die Huldgestalt wieder sah und fand, die ich unter allen Frauen am höchsten und am reinsten und wahrhaft verehrt, aus scheuer Entfernung angebetet hatte, was half es mir? Durfte ich etwa für meine unbedeutende Person eine Hoffnung wagen, weil sie nun frei war? Wie thörigt wäre solch Hoffen gewesen! Hoch über mir stehend in allem Glanze vornehmer Aristokratie, und jetzt, wenn auch einem bürgerlichen Vater entsproßt, (sofern nehmlich die Gemeinte mit der Dame identisch war, die ich hier zu sehen hoffte,) die Tochter einer Fürstin! Sollte, konnte ich mit Glück die Rolle eines David

Rizio spielen, auf dessen musengeküßtes Haupt eine berühmte Königin den Rosenkranz ihrer Liebe drückte? Das ließ sich nicht bejahen, nicht verneinen; ist doch die Gunst der Frauen eine freie, die nicht nach Stammbäumen und Ahnentafeln fragt, und wurden doch schon Geringere durch sie aus dem Staube erhoben, und mit allem Glanz glücklicher Lebenslagen umgeben! Aber ich — ich? Hier hätte der Eitelste bescheiden zweifeln müssen.

Noch hatte ich die lange Allee, die mich mit jenem süßen geheimnißvollen Hauch umflüsterte, der in warmen Sommertagen durch umfangreiche Gärten weht, und zumal wenn diese uns fremd sind, eine eigenthümliche Magie übt, die an Feenmährchen und Kindheitträume mahnte, nur kaum zur Hälfte durchwandert, als ich in der Nähe Kinderstimmen vernahm. Aus einem Seitengang sprangen zwei Mädchen, die mit Lachen und Schäkern einen kleineren Knaben, der seine ersten Laufversuche noch nicht weit hinter sich hatte, an beiden Händchen führten und abwechselnd hoben. Ein niedliches Bologneser-Hündchen hetzte voraus, und erhob, als es mich, den Fremdling gewahrte, einen abscheulichen Lärm mit Kläffen und Bellen. Ich sah die größeren Kinder an. Ach, bekannte Züge, es war nicht anders, ich täuschte mich nicht, mein Herz klopfte. Die Mädchen betrachteten

mich mit großen Augen, scheu; es mochten nicht oft Fremde ihnen hier begegnen, und doch schien auch in ihren Seelen eine Erinnerung aufzudämmern. Ich nannte ihre Namen: „Constanze! Alexandine!“

Ehe noch eine Antwort von Seiten der Mädchen erfolgte, war die Mutter leise genaht, und stand vor mir in ihrer freundlichen Milde, in ihrer würdevollen Haltung, lächelnd wie einst, doch noch etwas bleicher wie einst, und redete mich an, als ob wir nur seit einer Woche fern von einander gewesen seien: „Da sind Sie ja wieder, lieber Herr Heinrich! Ich wußte wohl, daß wir uns noch einmal finden würden, und heiße Sie hier, wo ich freilich selbst nur ein Gast bin, freundlich willkommen. Wollen Sie Ihre Stunden wieder bei meinen Kindern beginnen? Constanze und Alexandrine haben indeß gute Fortschritte gemacht, Felix ist freilich noch zu klein, doch tastet er gern mit seinen niedlichen Fingern auf der Claviatur umher, und lauscht gar aufmerksam, wenn ich oder die Mädchen spielen.“

Abgeschnitten war mir jede formelle Redensart, jedes verlegne Complimentenstammeln vom Erfreutsein, Verzeihung bitten, daß ich wage u. s. w. Keine Frage, ob mich mein damaliger Entschluß nicht bald gereut, ob es wohl oder übel mir ergangen? Nein, von alledem nichts, von ehedem aber dieselbe Güte

und Würde im Blick und Gebehrde. Mit einem Seherauge schien die Herrin meine Vergangenheit zu lesen, meine Wünsche zu errathen. Sie wollte mich wieder an sich fesseln! Wie günstig für mich hätte ich dieß deuten können, wenn ich den Muth gehabt, ihrer geistigen Hoheit ein irdisches Verlangen zuzutrauen. Und als ob sie meine Gedanken durch und durch blicke, und für nöthig halte, mir sogleich wieder die mir gebührende richtige Stellung unter ihr anzuweisen, auf daß ich auch in Gedanken nicht zu unziemender Kühnheit mich erhebe, so wandte sie sich zu den Töchtern, welche die Jahre, seit ich sie nicht gesehen, recht erfreulich entwickelt hatten, und fragte sie, ob sie sich nicht mehr des Herrn Heinrich, ihres Lehrers in Nizza, erinnerten? und sagte ihnen, daß ich die Güte haben werde, ihnen wieder Musikunterricht zu ertheilen, sie möchten nur recht aufmerksam und folgsam sein.

Ich ließ alles geschehen, und brachte nur stammelnd hervor, daß ich mich überglücklich schätze, wieder in ihrer Nähe zu athmen, und daß ich tausendmal die Thorheit bereut habe, mich selbst aus derselben verbannt zu haben. Diese Sprache mußte ihr schon zu kühn klingen, denn sie warf mir einen stolzen Blick zu, und erwiderte: „Wenn wir auch damals länger beisammen geblieben wären, als in Ihren

Wünschen lag, so hätten trübe Ereignisse, die mich später betrafen, uns doch trennen müssen, und ich fand darin eine Freundlichkeit des Schicksals, daß es mich nicht gezwungen, ohne einen Grund der Unzufriedenheit Sie zu entlassen. So dient auch das für den Moment oft scheinbar sehr Unangenehme als Mittel, welches die verborgene Führung, die uns leitet, zu unserer spätern Beruhigung anwendet. Sie werden indeß, gleich mir, an Jahren, wie an Lebenserfahrungen reifer geworden sein. Ich werde Sie zu gelegener Stunde dem Fürsten und der Fürstin, meiner Mutter, vorstellen, und hoffe, daß ich im Bezug auf Ihre Bedingungen für den Unterricht meiner Kinder Sie werde zufrieden stellen können. A rivedere Maestro!"

Da schwebte sie hin, leichten und doch gemessenen Schrittes, und die Kinder hüpften jauchzend vor ihr her und das Hündchen umsprang sie freudig bellend, ich aber stand, als hätte ich eine Erscheinung gehabt, mit Herzklopfen, zitternd, froh und bang, und sah ihr lange, lange nach.

Wohl war es eine Erscheinung, die beseligend an mir vorübergezogenen, wie ein Engel auf einer hohen lichten Wolke. Die Höhe aber war es eben, die mich erschreckte, die mich verzagen ließ.

Der Hofgärtner war gefunden; er empfing mich

höchst artig und leutselig, und führte mich durch den ganzen Garten, machte mich aufmerksam auf jede schöne, zur weiten Landschaft in harmonischer Beziehung stehende Parkanlage, auf jede Gruppe exotischer oder sonst seltner Sträucher, allein ich hörte seine belehrenden und anziehenden Mittheilungen nur mit halbem Ohr, denn meine Seele war noch ganz erfüllt von dem Zauber der Erscheinung, dessen Lichtsphäre mich umflossen, und davon mein gefälliger, nur im Pflanzen-Systeme Jussieus und im Reiche Floras schwärmender Geleiter keine Ahnung hatte.

Später erfuhr ich denn doch im Zusammenhang die ganzen Familienverhältnisse meiner Herrin, welche Preiß zu geben, ich mich jedoch nicht für berechtigt halte. Nur so viel vermag ich zu sagen, daß ihr Gatte, an Jahren ihr weit voraus, ein Opfer der Strapatzen des Krieges geworden war, nachdem sie ihm kurz zuvor den kleinen Felix geboren. Die mit einem deutschen Fürsten vermählte Mutter, deren hoher Geist auf die reizende Tochter vererbt war, bewog diese leicht, um die Enkel um sich zu sehen, ihren Wittwensitz in dem raumvollen Schlosse aufzuschlagen.

Dieses Schloß wurde mir von dem Intendanten, zu dem ein Diener der Gebieterin mich führte, gezeigt. Es war burg- oder castellartig erbaut, der

Sage, und der architectonischen Construction nach sehr alt, wie denn auch die weit verzweigte Familie seines Besitzers ihre Abstammung aus sehr frühen Zeiten datirte. Es hatte noch eine Zugbrücke, starke Mauern mit Zinnen, hallende Thore und hohe Thürme. Der Altbau enthielt neben den Wohnungen eines Theiles der zahlreichen Dienerschaft auch schöne Waffensammlungen und viele in der Gegend ausgegrabene Römeralterthümer, während im Neubau die eleganten und geschmackvoll dekorirten Zimmer zum Aufenthalt der Herrschaft dienten, und der Betrachtung manches werthvolle Gemälde und manches Kunstwerk späterer Zeiten boten.

So trat ich denn meine frühere Stellung als ein Diener meiner angebeteten Herrin wieder an, und widmete den gutgearteten Kindern alle Sorgfalt, hatte auch die Genugthuung sie erfolgreich weiter zu bringen, und meine Mühe dankbar anerkannt zu sehen. Konnte ich mehr verlangen? — Ich war Thor genug, dieß zu thun, und dabei in einer heiß und fruchtlos genährten Sehnsucht mich einige Jahre lang abzuquälen. Das peinlichste Glück, was ich je empfunden, war jetzt mein; täglich sah, sprach ich die hohe Wittwe, deren bleiches Aussehen allmählich einem sanften Rosenanhauch ihrer Wangen wich, deren wundersame Freundlichkeit zunahm, so

daß es mir schien, als schlage auf dem Altar dieses edeln makellosen Frauenherzens die erloschene Flamme der Liebe, wenn auch nicht mit Jugendgluth, doch immer einen Verklärungsschimmer um sich verbreitend, noch einmal empor, und ich war, dieß fühlend, noch einmal glücklich.

Ja, ich hatte recht gesehen, dieses herrliche Herz feierte den Auferstehungsmorgen begeisternder Gefühle, aber, und dieß schmetterte mich nieder, nicht mein dunkler Stern war es, an dem diese Gefühle sich entzündeten, nicht mein erbarmenswerthes unwürdiges Ich durfte eines Glückes sich rühmen, um das Engel einen Sterblichen beneiden konnten; ein Anderer war es, welcher dort Flammen erregt hatte, welche beseligten und — tödteten. Der Hohn meines Schicksals hatte mich nur herbeigeführt, um Zeuge der hochtragischen Entwickelung des Geschickes einer Frau zu werden, für deren Leben ich gern tausendmal das meinige, freilich unendlich werthlosere, zum Opfer dargebracht hätte.

Der Fürst bekleidete einen hohen militärischen Rang in der Armee seines Königs, und war nicht immer im Schlosse anwesend. Kam er aber, so geschah es meist in Begleitung eines jungen Mannes voll Welt und Bildung, der sich im Befreiungskriege ausgezeichnet hatte, der Sohn des geachteten Bürger-

meisters einer Stadt der preußischen Rheinprovinzen war, und der bei dem Fürsten den Dienst eines Adjutanten versah. Jung, lebhaft, ein feuriger Antinous, und einer von Jenen, denen nach Göthe „gar nichts dran gelegen scheinet, ob er reizt und rührt" gelang es ihm, die klare, verständige junge Wittwe so für seine Person einzunehmen, daß das französische Feuer ihres Blutes in früherer Lebhaftigkeit emporflammte, und sie allmählig eine unüberwindliche Neigung zu dem schönen und geistreichen Officier faßte, welche sie aber lange Zeit klüglich vor aller Welt verbarg, indem sie mit ächt weiblicher Gewandheit und Selbstbeherrschung ihr inneres Frohgefühl über ihre, zart erwiederte und herzbeglückende Liebe, da sie es nicht gänzlich zu verbergen vermochte, in eine allfreundliche Begegnung gegen ihre gesammte Umgebung kleidete. So erschien sie immer liebenswürdiger, immer anbetenswerther, und verbreitete um ihr ganzes Wesen einen wahrhaft beglückenden Zauber, wie nur irgend ein hoch begabtes, reiches, und gefühldurchglühtes Frauenherz ihn auszustrahlen vermag.

Aber auch dem seligsten Glück ist sein Ende im Buche der Geschicke vorgezeichnet, und dieses Ende ist so selten ein ruhig friedliches Erlöschen der früher leidenschaftlich lodernden Empfindungen, viel öfter dagegen ein plötzliches Hereinbrechen schwarzer Un-

glücksnächte voll Thränen, Trübsal und Grauen. Ich ahnete so wenig etwas von dem Verständniß der liebenden Frau mit dem Adjutanten, wie die übrige Umgebung. Ob die Mutter in das Vertrauen gezogen war, weiß ich nicht. Das Verhältniß, wie es bestand, war offenbar ein schuldloses, nicht unwürdiges, denn Wer hätte ein Bedenken darin finden können, wenn sie, die Bürgerlichgeborne, obschon die Wittwe eines Barons, und die Stieftochter eines kleinen mediatisirten Fürsten, dessen Territorium noch keine Quadratmeile umfaßte, mit einem bürgerlichen Officier sich vermählte?

Wie wurde mir, als eines Tages die Herrin zu mir in das Zimmer trat, darin ich so eben die Stunde beendigt, die Kinder sich entfernen ließ, einen langen, forschenden Blick auf mich warf, der mir unvergeßlich bleiben wird, und mit gewohnter süßer Rede anhob: „Sie haben, lieber Herr Heinrich, sich immer so treu anhänglich an meine Person bewiesen, daß ich glaube, Ihnen unbedingt vertrauen zu dürfen. Wollen Sie mir einen großen Dienst leisten?" Ich bejahte unruhe- und erwartungsvoll, und sie fuhr fort: „Eine Neigung, vor welcher ich nicht zu erröthen brauche, verbindet mein Herz mit einem Manne, der diese volle und glühende Neigung in jeder Hinsicht verdient. Unsrer Liebe aber droht

Verrath, Gefahr und alles Unheil. Ein Brief soll warnen und abwenden. Ich müßte mich sehr täuschen, fände ich in Ihnen nicht den treuesten, verschwiegensten Boten. Sie sind Herr Ihrer Zeit, und Niemand beargwohnt Sie. Eilen Sie sogleich nach Neuenhaus, und übergeben Sie diese Zeilen. Ich lege mein Lebensglück in Ihre Hand, dieß erwägen Sie wohl!“

Ich zitterte, meine Augen füllten sich mit Thränen, ich hatte kein Wort, kein einziges der Erwiederung. Mein letztes Traumbild eines beglückenden Wahnes zerrann, und ich kam mir vor, wie ein Bettler, dem geträumt hat, er sei ein König, und schwelge, und erwachend sich halbnackt auf dem Strohlager findet. Sie — war von mir gegangen, ohne meine Antwort abzuwarten, deren sie auch gar nicht bedurfte, denn sie wußte, daß ich ihr Sclave war und willenlos gehorchen werde.

Ich vollzog meinen Auftrag. Der Glückliche, dem ich den Brief überbrachte, und ihm zum ersten Male nahe trat, behandelte mich wie einen Bedienten, und ließ viel Uebermuth in seinem Benehmen blicken. Antwort sei nicht nöthig, sagte er: morgen werde er selbst kommen. Ich richtete diesen Auftrag im Park aus, an derselben Stelle, wo ich ihr zuerst begegnet war. Sie erbleichte, und flüsterte halb-

laut: „Der Bethörte! Er stürzt sich und mich in das Verderben!“ Mit bedeutungsvoller Gebehrde einen zarten Finger auf die rosigen Lippen legend, und mir mit wehmuthvollen Blick Dank nickend, entschwand sie.

Der Fürst wußte alles, und zürnte. Sein Stolz lehnte sich gegen jeden Gedanken einer Verbindung seiner Stieftochter mit einem bürgerlichen Officier auf; die Mutter, viel zu geistvoll, durchbildet und an Lebenserfahrungen reich, um nicht einzusehen, daß das Glück des Lebens nicht abhängt von Zufälligkeiten der Geburt oder des Ranges und Reichthums, vermochte dennoch nicht, ihren Gemahl milder zu stimmen, der neben dem genannten wohl auch noch andre Gründe haben mochte, unbedingt zu verneinen.

Traurig und von ahnungsvoller Sorge gedrückt, saß ich am andern Morgen im Park, mit einem Buche. Ich wollte lesen, vermochte es aber nicht, und brachte die Herrin, ihre Liebe und mein Leiden nicht aus den Gedanken. Eine düstre Taxuslaube nahe der Hauptallee, deren schattiges Dunkel mich jedem Auge verbarg, hatte ich aufgesucht; ich wollte allein sein, allein mit meiner Trauer und allen meinen verfehlten Wünschen und Hoffnungen.

Von weitem hörte ich einen Reiter in die Burg sprengen, und eine ziemliche Weile darauf vernahm

ich in der Allee sporenklirrende Tritte. Der Adjutant kam allein und ging mit verschränkten Armen vor meinem Versteck auf und ab. Gern hätte ich mich entfernt, allein ich mochte ihm nicht begegnen. Bald senkte er das Haupt, bald hob er es kühn empor und blickte frei zu den Wolken. Ich sah, daß sein Gemüth sehr bewegt war, und daß er mit verzweifelten Entschlüssen kämpfte. Dann stampfte er wieder ungeduldig mit dem Fuße. Ich merkte, daß der Fürst ihn hierher zu einer Audienz bestellt hatte, und daß dieser den ehemaligen Liebling so lange harren ließ, war schon ein übles Zeichen. Endlich kam der Fürst, finster, ungnädig, mit stolzer Haltung. Ich konnte jetzt nicht aus meinem Versteck, und hielt mich lautlos.

Die Audienz war kurz, entscheidend. Der Officier trug bescheiden, doch männlich sein Anliegen vor, er bat, ihn mit der Hand der Geliebten zu beglücken, schwur exaltirt ohne sie nicht leben zu können, und gelobte, sie auf den Händen zu tragen, ihren Kindern ein zärtlichliebender Vater zu werden.

Der Fürst hörte mit düsterm Schweigen seines Adjutanten Rede an, dann sprach er schneidend: „Ich bewundere Ihre Kühnheit, Ihre hochfliegenden Ideen! Schade, daß nichts daraus werden kann! Sie haben die Gunst, die ich an Sie verschwendet, in-

dem ich Sie zu mir emporzog, mit Undank vergolten, da Sie das Herz meiner Stieftochter bethört, die ich von kindischen Liebesgrillen bei ihren Jahren längst frei wähnte. Geben Sie jede Hoffnung auf, jede! sage ich Ihnen! Ihre Handlungsweise zwingt mich, Sie aus meinen Diensten zu entlassen. Sie treten wieder zu dem Landwehrregiment. Sie haben unbedacht gehandelt, sage ich, sehr unbedacht! Das ist in dieser mir fatalen Sache mein erstes und letztes Wort!"

Der junge Officier war todtenbleich, er zitterte, biß sich in die Lippen und sprach gebrochen: „Ich gebe jede Hoffnung auf, mein Fürst! Euer Durchlaucht Gnade vergönne mir nur ein Abschiedwort! Nur um dieses flehe ich von der Geliebten, dann — geschehe Euer Durchlaucht Wille!"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, nichts zu verbieten, Adieu!" erwiderte der Fürst, wandte dem Gebeugten den Rücken und schritt rasch und unwillig die Allee entlang. Der Officier starrte ihm lange nach, schlug sich dann an die Stirne, und stieß halblaut und dumpf die Worte hervor: „L'un ou l'autre, ou mourir!" worauf er hastig von dannen ging.

Welches Schicksal entwickelte sich vor meinen

Augen! Ich sah den Tempel einer leidenschaftlichen und heftigen Liebe von Zertrümmerung bedroht, und es stand zu fürchten, daß sein Zusammenbrechen die beiden Liebenden begraben werde. Doch mußte ich schweigen, konnte nur ein theilnahmeloser Zuschauer bleiben. Theilnahmelos? Namenlos litt ich dabei.

Elftes Kapitel.

P a g a n i n i.

Die Stunde des Musikunterrichts im Schlosse schlug, ich verfügte mich nach den Apartements der Herrin, und fand diese tief erschüttert und in Thränen. Weinend umfaßte sie die blühenden, lieblichen Töchter, die in ihrer Unschuld vergebens die Mutter fragten, warum sie weine? Ach, die so beredsame Frau, deren Lippen sonst immer Worte voll Wohllaut und Melodie entquollen, war jetzt stumm, stumm vor innern Schmerz, und schob die Töchter sanft in das Nebenzimmer, wo ich am Flügel bereits Platz genommen hatte. Auch der kleine Felix gesellte sich zu uns, dem Spiele zu lauschen. Die Thüre blieb offen, ich saß so, daß ich in das Zimmer der Herrin sehen konnte, darin noch überdieß ein hoher tragbarer Pfeilerspiegel stand, welcher mir einen großen Theil des Zimmers reflektirte.

Eine Kammerfrau trat ein, und meldete, daß der Herr Adjutant um gnädiges Gehör bitten ließe,

er habe nur zwei Worte zu sagen. Die Herrin neigte gewährend das schöne Haupt, und kehrte ihr erbleichendes Antlitz der Thüre zu, indem sie einige Male ihr feines Battisttuch an ihre verweinten Augen drückte. Sie hatte ein weißes Kleid an, das sie in reichen Falten umfloß, und glich, wie sie so da stand in der Hoheit ihres Schmerzes, einem schönen Marmorbild.

Der Geliebte trat ein, unsichern, wankenden Schrittes, und auf seinen Mienen war der Gram gelagert, auf dessen düstern Vorhang unermeßlicher Kampf des Innern sich abschattete.

Da sein Schmerz zu groß war, als daß er der Rede hätte mächtig sein können, so begann sie mit mehr Fassung, als er zu erringen vermochte, doch mit leisem Beben der Stimme: „Zwei Worte hast Du mir zu sagen, mein theurer Freund? Oh, ich ahne sie; es sind Worte des Unglücks, die uns vernichten, es sind Wächter an einer offnen Gruft, die uns zu verschlingen droht.“

„„Ewiges Lebewohl!““ sprach er dumpf, mit einem unendlichen Flammenblick auf sie, welche schwankte, doch sich erkräftigte und nur leise die Lilienhand auf den Pfeilerspiegel legte, daß dieser als Stütze diene.

„Ich habe den Abschied und komme zum Ab-

schied!" fuhr er fort. „Es ist alles aus, mein Glück ist tod, ich werde ihm nachsterben."

„Unser Glück war die Liebe, ein Phönix, der in Todtesflammen sich verjüngt," sprach sie. „Glaubst Du, daß ich nun noch länger leben kann? Ich bin bräutlich geschmückt, zur Vermählung!" Die Herrin sank an sein Herz; er küßte sie innig.

Darauf folgte Stille, wie bei dem lautlosen Gebet an offnen Gräbern, wenn die Särge eingesenkt sind, und dann — ein entsetzlicher Moment. Der Verzweifelnde gab ihr den Tod, und sich. Zwei blutende Leichname sanken zu Boden; die Kinder hatten keine Mutter mehr; ihr und mein Geschrei zeterten das Haus zusammen, und das starre Entsetzen vereinigte bald die meisten seiner Bewohner im Prunkgemache des Doppelmordes. Die Herrin, dieser Engel in Frauengestalt, lag still mit dem Gesicht nach dem Boden, einen Arm unterm Haupt, als ob sie schlummre, mit der andern Hand hielt sie die Linke ihres Mörders umfaßt; dieser röchelte noch, während sein Blut unaufhaltsam der Wunde entquoll, und scharrte im Todteskampfe mit den Sporen tiefe Risse in das blanke Getäfel des Parquets. Außer sich vor Schreck, Wuth und Zorn stürzte der Fürst in das Zimmer, und trat mit dem Fuße nach den Sterbenden, indem er die Worte hervorstieß: „Du Unge-

heuer! Du Bösewicht!" welche jener mit nichts erwiderte, als mit dem letzten vorwurfsvollen Blick seiner brechenden Augen.

Groß war der Schmerz der alternden Mutter, die ihre geliebteste Tochter, in der ihre eigne Liebenswürdigkeit, ihr tiefes Gemüth, ihr herrlicher Geist verjüngt emporgeblüht war, jetzt vernichtet vor sich sah.

Dieses unglückselige Ereigniß löste mein Verhältniß; die Kinder kamen zu Verwandten nach Paris; das Zimmer, in welchem der Mord geschehen war, wurde in eine Kapelle umgewandelt. Ich schied unter bittern Thränen, um mich von Neuem in das wogende Treiben des Lebens zu werfen. Die Clarinette mußte nun wieder fast ausschließlich die Spenderin des Lebensunterhaltes werden.

Es war Friede. Der Welterschütterer war auf den einsamen Felsen im Ozean verwiesen; Europa hatte nun Ruhe vor ihm, und die schönen Künste des Friedens begannen ihre vollste Entwickelung.

Auf meiner neuangetretenen Kunstreise gab ich, nach kürzerm oder längerem Aufenthalt in den Städten, Concerte in Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Frankfurt und Mannheim, oft gelang es auch blos, in Theatern während der Zwischenacte auftreten zu dürfen.

Getrost kann ich hier mehrere Jahre des musi-

kalischen Herumziehens und Umhertreibens in theils günstigen, theils ungünstigen Verhältnissen übersprin- gen. Sie förderten mich nicht und brachten nicht zu dem verhofften Ziele einer Anstellung; die immer- währenden Reisen zehrten immer wieder den Erwerb auf, den günstige Stunden eingebracht.

Auch meine Heimath sah ich in dieser Zeit wie- der, meine Lieben nicht, denn ich hatte keine. Mein Vater war todt, und ich war in meinem Dorfe ver- schollen und vergessen. Den kleinen Nachlaß des Vaters hatten die Gerichte für einige Schulden, die der alte Mann gemacht, in Beschlag genommen und verkauft. Es war für mich kein Heller übrig ge- blieben, ja man war nicht übel Willens, die Reste eines Kostenbetrages von mir zu fordern, daher ich mich eiligst von dannen hob.

Die kleine Residenz der Heimath hielt dem Wan- derer eine ganz andere Physionomie entgegen, wie früher dem Musiklehrling. Sie verarbeitete in sich viel vorwärtsstrebenden, verjüngenden Stoff, nur daß ich gealtert, nahm ich an den zahllosen Veränderun- gen war, die überall meinem Auge begegneten. Alte Thürme waren eingelegt, offne Canäle gefaßt und verdeckt, neue Häuser, neue Villen waren in Menge entstanden. Auch der Geist der Gesellschaft war ein anderer, besserer nicht mehr so kleinlich und peinlich,

tändelnd und spielend, wie ehedem. Kein Mitglied der Hofcapelle trug mehr den Livréerock.

Von den ältern Mitgliedern lebten nicht viele mehr, diese Wenigen aber schalten mich, daß ich in der Welt umhergelaufen, wie der ewige Jude, und nicht längst wieder gekommen und um eine Stelle mich beworben, die mir, wenn ich zu rechter Zeit gekommen, nicht entgangen wäre; jetzt freilich — sei keine vacant, alles besetzt, meist mit jungen Talenten, die nicht Lust hätten, zu sterben oder zu quittiren.

Ich hatte wenig oder nichts von meiner Reise aus der Fremde in die Heimath gehofft, und schied ohne Groll von ihr. Der Park hatte noch seine frühere Gestalt. Ich suchte die künstlichen Ruinen, welche die Piatät gegen ihren Erbauer erhalten hatte, und das Plätzchen wieder, wo ich einst auf der Weidenflöte geblasen, von wo die Wendung meines Schicksals ausging, und weinte dem Andenken meines zu früh verstorbenen fürstlichen Wohlthäters eine Thräne. Er hatte es gut mit mir im Sinne gehabt, und ich segnete sein Andenken. Herbstwehen umschauerte mich. Als ich an dieser trauten Stelle in die Weidenflöte die Seufzer meines jugendlichen Gefühls hauchte, leuchtete Frühlingspracht über dem Garten, war in mir selbst seliger Frühling.

Jetzt nahm ich meine stete Begleiterin auf Spatzier-

gängen, die Stockclarinette, und weckte mit einem andern Accord die nahe Echo. Es lautete übel; kein Schwanenpaar zog über den Spiegel des Teiches; zwei Raben erfüllten von einer hohen Tanne die Luft mit heisserm Geschrei. —

Ich schüttelte den Staub der Heimath von meinen Schuhen, und ging.

Am Himmel der Musik war das Kunstgestirn Paganini glanzreich emporgestiegen, und alle Zungen und Federn priesen sein wundersames, dämonisch bezauberndes Spiel. Es war ein verzeihlicher Wunsch, den Wundermann kennen zu lernen, von dem seit Jahren die Zeitungen so Unglaubliches berichtet hatten, lange bevor er den Fuß nach Deutschland setzte, um alle seine Hörer zu begeistern. Auch ich ersehnte den Zeitpunkt, wo mir das Glück beschieden wäre, ihn zu hören, ohne noch zu ahnen, daß mir vergönnt sein werde, später seine nahe und nächste Bekanntschaft zu machen.

Auf einer Kunstreise, welche ich, vergesellschaftet mit dem Violinisten Salomon Waldteufel aus Straßburg und dessen Brüdern nach Baden-Baden machte, beabsichtigten wir dort ein großes Vocal- und Instrumentalconcert; allein Paganini war da, Paganini spielte, was durften wir für uns hoffen? Er spielte, und nahm an einem Abend 8000 Franken ein.

Wir wußten nicht, ob wir wagen sollten, unser Concert zu annonciren. Spielte Paganini noch ein Mal, so war für uns keine Hoffnung. Ich nahm unsre Subscription, auf welcher nur erst sechs Badegäste mit neun Logenplätzen und drei Nobelgallerieplätzen unterzeichnet standen, und ging zagenden Schrittes zu dem großen Virtuosen. In seinem Zimmer sah es wunderlich genug aus, er selbst erschien in einer Art langer talarähnlicher Kutte von schwarzer Farbe, dazu seine langen auf Schultern und Nacken abwallenden Haare, und seine frappante Physionomie, alles gab ihm ein dämonisches, mephistophelisches Ansehen, mit dem nur wieder eine anscheinende Mattigkeit und Hinfälligkeit des schwächlichen Körpers kontrastirte.

Ich bat ihn, zu entschuldigen, daß ich mir die Freiheit nähme, bei ihm anzufragen, ob er noch ein Concert geben werde, in welchem Falle meine Begleiter und ich auf ein solches verzichten müßten, so sehr wir auch einer Einnahme bedürften.

Paganini ließ sich unsre Einladung überreichen und sprach dann: „Ich werde Ihnen keinen Eintrag thun, ich werde hier nicht wieder spielen, und will selbst in Ihrem Concert zwei Plätze zeichnen.“

Wer war froher als ich! Die Signatur Paganinis war für uns beim übrigen Publikum der beste

Empfehlungsbrief; wir machten eine brillante Einnahme, die wir mehr als unserm Spiel der eigenthümlichen Persönlichkeit des berühmten Künstlers dankten; man kam, um ihn zu sehen.

Bald darauf empfing ich eine Einladung, mit Paganini zu frühstücken, die mich in die größte Verwunderung setzte, denn zu tractiren, war, wie man hörte und längst gehört hatte, nicht seine Sache, und eine Sympathie für mich als Künstler von ihm noch viel weniger zu erwarten; ich war ihm fremd, und er auf der einen Seite viel zu eitel, auf der andern wirklich viel zu groß, als daß in dieser Beziehung an irgend eine Einigung zu denken gewesen wäre.

Wir frühstückten in dem Cabinet eines Gasthauses, und das war mir lieb, denn in seiner Wohnung fand sich nichts von dem vor, was man im gemeinen Leben apetitlich nennt, dagegen aber ausdruckvolle Typen des ärgsten Kynismus vollauf.

Ich kam wenig dazu, die aufgetragenen Speisen zu kauen. Der große Mann hielt ein wahres Examen rigorosum mit mir. Von meiner Heimath, meiner Jugend, meinem Aufenthalt in Paris, meinen Reisen mußte ich erzählen, und er schien mit besonderm Antheil zu hören, daß ich der französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig war, daher unsre Conversation auch in der letztern fast

ausschließlich geführt wurde. Daß ich auch Violinen zu behandeln wisse, zu beziehen, zu repariren und gut zu verpacken, belobte er ebenfalls, wogegen ihm völlig gleichgültig schien, daß ich neben Anderem auch Streichinstrumente zu spielen verstand. Noten schreiben, respective abschreiben zu können, erklärte er für eine vortreffliche Eigenschaft, und eine Correspondenz zu führen für sehr angenehm, sofern man Jemand habe, der sich für uns dieser Mühwaltung unterziehe, wobei er nicht unbeklagt ließ, daß treue und in solchen Dingen brauchbar-diensteifrige Menschen eine große Seltenheit seien.

Alle diese Präludien schienen mir auf etwas hinzudeuten, auf einen Antrag hinauslaufen zu wollen. Er schien ein Anerbieten meinerseits zu erwarten, doch hielt ich mit Absicht jedes Wort zurück, was auf solche Weise hätte gedeutet werden können, ließ es gern geschehen, daß mir fleißig von ihm eingeschenkt wurde, und wartete ab, bis Paganini endlich vertraulich das Wort nahm.

„Sie sind ein erfahrener Mann, ein Mann, der die Welt gesehen hat, und die Menschen kennt. Sie sind frei, unabhängig, an Niemand gebunden. Ihre Kunst gewährt Ihnen ein gutes Einkommen, aber kein sichres. Was sagen Sie dazu, wenn ich Ihnen die Proposition mache, sich an mich zu attachiren?

Dieser Antrag, ich hatte ihm entgegen gesehen, konnte mir in meinen dermaligen Verhältnissen nur willkommen sein, doch sagte ich nicht unbedingt zu, sondern bat dem berühmten Meister, sich näher zu erklären. Ich wußte, daß ich einen eigensinnigen, als karg verschrienen, launenvollen und leidenschaftlichen Mann vor mir habe, mit dem zu reisen zwar ungemein interessant und in mancher Beziehung sogar belehrend sein mußte, der aber auch seine Umgebung nicht wenig quälte, und durch seine dissolute Lebensweise sie zu ähnlicher nöthigte.

„Mein bisheriger Geschäftsführer,“ fuhr er fort: „hat durch sein achtungloses Benehmen gegen mich eine Entzweiung und Trennung herbeigeführt.“ Ich hörte später, jener habe dem Meister ob aus Versehen oder mit Absicht, den Schaum einer Flasche Champagner in's Angesicht gesprützt. „Ich brauche Jemand, auf dessen Treue ich mich muß ganz und unbedingt verlassen können, der die Arrangements zu den Concerten besorgt, und die Correspondenz führt, damit ich um diese Nebendinge mich so wenig als möglich zu bekümmern habe. Wollen Sie gegen ein angemessenes Honorar und freie Station sich der Besorgung meiner Geschäfte unterziehen, so lassen Sie uns einig werden. Ich denke, es soll Sie nicht gereuen.“

Ich versprach, mir den Antrag zu überlegen, und Paganini entscheidende Antwort zu bringen.

Der Geschäfte leitende Gefährte eines berühmten Mannes zu sein, ist nicht unehrenvoll, wie es ja überhaupt nicht unehrenvoll ist, zu dienen, wenn das Schicksal die goldne Unabhängigkeit versagt. Das neue Verhältniß verhieß neue Reisen in die Hauptstädte Europa's unter stets günstigen Auspicien, ich kam in Berührung mit allen Berühmtheiten; ich blickte allmählig hinter den mysterieusen Schleier, der Paganini's Jugendleben überhüllte und drang in die Geheimnisse, welche wie ein Nimbus die phantastische Gestalt des genialen Musikers umflossen, und ihn zu einer Wundersage machten, zu einer hochromantischen Erscheinung.

Je mehr ich über dieses alles sann, desto mehr schien mir wohlgethan, das günstige Anerbieten nicht von mir zu weisen.

Unser Vertrag kam auf eine Weise zu Stande, die mich zufrieden stellte. Er sicherte mir ein Tagegeld von 6 Franks, Kost und Wohnung frei, und einen Platz im Reisewagen; bei einer Trennung, die einen Monat zuvor von jedem Theile anzukündigen war, Erstattung der Hälfte der Reisekosten — in meine Heimath.

Und so hatte mein Loos, das mich bestimmte,

fort und fort unstät durch das Leben und die Länder zu irren, mich an einen Mann gefesselt, dessen Ruhmessonne alles überstrahlte, was je in musikkünstlerischer Virtuosität geglänzt. Die Welt war voll von dem Namen Paganini.

Die Reisen, die ich nun mit dem vielbewunderten und als Künstler gewiß bewundernswerthen Manne machte, schildre ich nicht; Anecdoten von ihm und über ihn theile ich nicht mit. Andre haben dieß zur Genüge gethan. Mir sei vergönnt, nur einen kurzen summarischen Abriß seiner Persönlichkeit, seines Charakters, seines Spieles und seiner Lebensweise zu geben, und dadurch bei meinen Lesern die Erinnerung an ihn aufzufrischen. Ein dreiviertel Jahre langes Beisammensein befähigt mich zu dieser Mittheilung über das Leben eines merkwürdigen Mannes, welcher ebenso mit der Fülle unermeßlichen Lobes als mit maßlosem Tadel überschüttet worden ist.

Da ich in Frieden von ihm schied, ist mein Urtheil ein unparteiisches, nicht vom Haß dictirtes, aber auch ein durch Illusion unbestochenes, die zu vernichten, ein weit kürzerer Zeitraum hinreichte, als ich ihm Gesellschaft leistete.

Dieß kann ich getrost behaupten, daß ein originellerer Mensch, wie Paganini, mir niemals im Le-

ben begegnete. Er zeichnete sich, wie im Concert durch unnachahmliche Virtuosität, so im Hause durch unbeschreibliche Bizarrerien aus. Von einer Regelmäßigkeit im Bezug auf Frühstück, Mittagstisch und Abendessen war nie bei ihm die Rede. Es kam ihm nicht darauf an, früh Morgens zu diniren, Mittags Chocolate zu trinken, und Mitternachts Kaffee und kaltes Fleisch zu genießen. Selten, daß er vor ein oder zwei Uhr zu Bette ging. Gern, ja fast ausschließlich nahm er in den stillen Stunden der Nacht die Violine zur Hand, eine herrliche Guarnerio, und spielte seine entzückendsten Sachen — für sich allein. Selten aber, daß er länger als eine halbe Stunde anhielt, dann suchte er noch Gesellschaft, doch nicht jene belebende, wohlthätig den Geist anregende der Conversation, sondern die des grünen Tisches, und opferte mit der leidenschaftlosesten Ruhe eines professionirten Spielers Tausende dem Pharo.

Dennoch, obschon das Spiel nichts dazu beitrug, Paganini körperlich abschreckender erscheinen zu lassen, als er ohnehin erschien, so gewährte er doch des Nachts einen grauenhaften Anblick, und mehr denn ein Mal überrieselten mich Furchtschauer, wenn er überraschend vor mich trat mit seinem fahlen, hohläugigen Gesicht, der gebogenen Nase, den finstern Braunen, dem zu den Schultern und zum Nacken

niederringelnden schwarzen Haar, wie ein wandernder unseliger Geist.

Nie sah ich den Künstler berauscht, obschon er kein Feind guter Weine und des Champagners, und von äußerster Reizbarkeit war.

Seine Vorliebe gegen das schöne Geschlecht, eine seiner Hauptleidenschaften, ist bekannt, und gehörte mit in den Ring wunderbarer Seelenkräfte, deren eigenthümliche Mischung das aus ihm schuf, was er geworden ist.

Von Eitelkeit war er nicht frei; er liebte es, daß die Menschen sich nach seiner persönlichen Erscheinung drängten. Er fand in den neugierigen Blicken der Menge, die auf ihm ruhten, nur den Wiederhall der Bewunderung seines Spiels. Wer ihn nicht hören konnte, wollte doch den Mann sehen, der so die Herzen bezauberte und gefangen nahm, wie nicht leicht vor ihm ein Künstler gethan. Er vernahm es gern, wenn ihm von seiner Umgebung Lob gespendet wurde, und wenn ich ihm sagte, daß ich mich glücklich schätze, ihn so oft spielen zu hören. Gewöhnlich componirte er des Morgens bis zehn Uhr; oft spielte er mir die neuen Compositionen vor und fragte mich, ob das Tonstück werth wäre, vor das Ohr des Publikums gebracht zu werden? Wenn ich dann bejahte, so schrieb er es nieder, zerriß aber sehr oft wieder das

Geschriebene, spielte Abends es noch einmal, fragte wieder, ob es gut sei, und fügte dann erst die Begleitung hinzu.

In geschäftlosen Zwischenstunden ließ er sich von seinem kleinen Sohn, einem wunderschönen Kinde, tyrannisiren, an dem er mit der zärtlichsten Liebe hing. Niemand glaubte, daß dieser Knabe sein Sohn sei, denn es war zwischen den Gesichtszügen beider ein Unterschied wie zwischen einem Mohren und einem Weißen. —

Neben den immensen Lobpreisungen, welche Paganini zu Theil wurden, traf ihn oft auch die Fluth des Tadels und der Schmähung, der kein Talent, kein künstlerisches Genie entgeht. Es lag mir ob, ihm die Zeitungsartikel zu übersetzen, die ihn und sein Spiel betrafen, und dann äußerte er sich wohl bisweilen mit gerechtem Stolze, wenn sein Ehrgefühl allzusehr gekränkt war.

Als ich einmal die Stelle irgend eines Blattes vorlas, die ohngefähr des Inhalts war, Paganini sei ein kranker Mensch, der nach Deutschland gekommen, den Deutschen das Herz zu zerreißen, aber sein Spiel sei so schwach und krankhaft, verzerrt und unkünstlerisch, wie seine ganze Persönlichkeit, eine musikalische Carrikatur, und er solle doch nach Italien seine krampfig forçirte Spielart zurücktragen,

da sprach der Meister im ruhigen Bewußtsein seines Künstlerthums die wichtigen und wahren Worte: „Von Allen die gegen mich schreiben, wird freilich Keiner vermögen, durch sein Spiel ein Herz zu zerreißen, oder auch nur zu rühren; nur mit der Feder vermögen sie allenfalls und mit ihrem lieblosen und ungerechten Tadel, das erstere, denn die Kritik rührt nie, sie z e r r e i ß t. Laßt sie schreiben, so viel sie wollen! Auch der Tadel wird zum Träger meines Ruhmes. Ich habe in der musikverständigsten Stadt Deutschlands, in Wien, gleich bei meinem ersten Auftreten, eine neue Epoche der Virtuosität begründet, und die Kritik selbst gefesselt, wie Herkules den Nåmåischen Löwen, so daß sie mir willig jeden Tribut des Lobes zollte. Man hat mich mit Lobgedichten überschüttet, und um mein Künstlerleben einen Kranz von phantastischen Mährchen und Sagen gewoben. Glaubte man nur irgend noch an den Teufel, so müßte ich gewiß mit d i e s e m im Bunde stehen, weil meine Kunst den Menschen übermenschlich dünkt, und nun kommen diese armseligen Lehrlinge, und schreiben gegen mich, und spritzen ihr Neidgift auf mich, weil mich ihrer keiner je erreichen wird und kann. La dissomiglianza è madre dell' odio! Ihre Unähnlichkeit mit mir ist die Mutter ihres Hasses gegen mich. Was können sie sagen über mein Spiel,

da sie es nicht fassen und begreifen? Sie sollen zu mir kommen, und von mir spielen lernen! Was ist das für ein Geschwätz vom Herzzerreißen? Es scheint denn doch, daß die Deutschen gern von mir sich die Herzen zerreißen lassen, sonst würden sie sich nicht so in Schaaren zu meinem Spiel drängen, und immer wird es besser sein, wenn ein Künstler mit den Tönen seiner Geige die Herzen der Zuhörer zerreißt, als ihre Ohren."

Des Vormittags war der große Künstler selten heiter und aufgelegt, dagegen Nachmittags beim Kaffee am meisten munter und mittheilend, und da erzählte er mir oft von seinen Reisen und Erlebnissen, seiner trüben Jugend und seinem glücklichen aber auch stürmischen Liebeleben, und wiederlegte die Fabeleien, die man über ihn und seine Vergangenheit dem Publikum aufgetischt hatte, um die seltsam überraschende Erscheinung seiner Persönlichkeit und seines dämonischen Spiels mit seiner ganzen geistigen und künstlerischen Entwickelung und seinem Bildungsgang in Einklang zu bringen. Solcher Fabeln bedurfte es jedoch ganz und gar nicht, denn sein wirklicher Lebensgang war an sich poetisch und romantisch genug, und nicht nur von der Sonne der Kunst lichtvoll aufgehellt, sondern auch von der Nacht des Schmerzes tief überflort worden, so daß aus seiner

wundersam begabten Natur sich in reicher Fülle die höchste Virtuosität in der Kunst entwickelte, für welche von früher Jugend an seine ganze Seele glühte. Glühte, sage ich, denn wie wäre anders, als Gluth die Begeisterung zu nennen, mit welcher Paganini spielte?

Wenn man die schwächliche, von den Kleidern umschlotterte, fast zerbrechliche Gestalt des Künstlers auf die Bühne treten sah, mußte man glauben, daß ein Hauch sie umwehen könne, aber wie erstarkt wurde diese hinfällige Gestalt durch den Zauber, der in den Tönen wohnt! Wie markig war der Arm geworden, der den Bogen so sicher, so kräftig, so eisern führte! Nur Begeisterung, wahre Begeisterung für seine Kunst konnte in die Adern des Künstlers dieses Feuer der Energie gießen, das sein bezauberndes, zum Himmel empor tragendes, zur Hölle hinabstürzendes Spiel durchflammte.

Daß Paganinis Art zu spielen nicht gründlich und den Forderungen strenger Regeln gemäß sei, ist oft tadelnd ausgesprochen worden, und nicht in Abrede zu stellen ja man hat ihm laut und öffentlich, weil er von der allgemein angenommenen Methode abwich, den Vorwurf der Charlatanerie gemacht. Ob nun an einem über alle Gewöhnlichkeit himmelweithinausragenden Künstler, wie Paganini, überhaupt

der Leisten der Schule zu legen sei, ob man von ihm Beobachtung der hergebrachten Methode, Haltung im ausgefahrenen Gleis des reinen Styls und dergl. im Ernst zu fordern berechtigt gewesen sei, stelle ich sehr in Zweifel, denn hätte er solchen Forderungen genügt, so wäre er schwerlich Der gewesen, der er war. Wenn ein Künstlergenius sich der Formenfesseln entschlägt, die für den Schüler da sind, auf daß dieser, wenn er kein Genius ist, sie sich aneigne und zu Nutzen und Frommen in untergeordneter und beschränkter Kunstsphäre dienen lasse — ist immer mit vollem Recht auf jenen der Vers anzuwenden:

Tanzt die Grazie doch nach unstudirten Gesetzen,
Sprach ein unsterblicher Mund, welcher die Sache verstand.
Bleibe dem Schönen getreu, so kannst Du die Regel verletzen!
War das Schöne doch da, eh man die Regel erfand.

Daß in der Spielweise Paganinis viel Abenteuerlichbarockes lag, ist nicht hinwegzuläugnen; daß nicht alles, was er gab, sein Eigenthum war, desgleichen. Er hatte in Italien sich aus ganz alten Schulen vieles zu eigen gemacht, was in der musikalischen Welt vergessen war, und trat damit, wie mit etwas Neuem hervor, aber die erstaunenswerthe ungeheure Fertigkeit lehrt keine Schule, kein Meister, sie ist das Ergebniß besonderer Begabung und des

achtungswürdigen **Fleißes**, den anzuerkennen, manche Kritiker in allen Gebieten der schönen Künste keine Neigung haben, und auf den sie nur einen geringen, oder gar keinen Werth legen. Ohne Fleiß aber, ohne die äußerste Beharrlichkeit im ein Mal Erfaßten wird Keiner groß.

Wäre Paganinis Lichtseite seiner Künstlerschaft nicht durch den Schatten mancher unrühmlichen Leidenschaft verdüstert worden, so würde ich nie den Wunsch gefaßt haben, mich von ihm zu trennen, denn er vermochte in guten Stunden äußerst human, äußerst liebenswürdig zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Finale.

Unbemittelt, ja arm, wie ich mich ihm zugesellt, verließ ich Paganini, da es mir nicht länger gefiel, seine Launen zu ertragen und unter der schnödesten Kargheit zu leiden. Er konnte Tausende ohne Klage am Pharotische unter der Krücke des Croupiers verschwinden sehn, er konnte ähnliche Summen verschleudern, wenn es galt, ein Gelüst zu befriedigen, und konnte murren und knausern, wenn es Kleinigkeiten galt, die der Rede nicht werth waren.

Seitdem bin ich nicht wieder zu irgend Jemand in ein dienstliches Verhältniß getreten, und mein Weg ist nicht wieder hell geworden. Jener wandernde Virtuose, den ich einst auf dem Spessartwalde begegnet, war glücklicher und reicher, als ich jetzt es bin; ich, dem die Gabe fehlte, durch seiltänzerische Virtuosität den niedrigsten Pöbel zu belustigen. Doch neide ich keinem diese traurige Gabe.

Die Tage, die Jahre sind gekommen, von denen

ich sagen muß, sie gefallen mir nicht. Wenn ich das verschwendete Kapital der mir geschenkten Lebensjahre überrechne, ziehe ich das trübste Facit. Meine Erinnerungen sind schön, die meisten, doch ihre glänzenden Alpenhöhen überdüstert der Nebelflor des Kummers. Junge Künstler, talentbegabte, musikbegeisterte, ahmt mir nicht nach! Stürzt euch nicht leichtsinnig in die lockende Lebensfluth, und vor Erfahrungen, die das heilige Gefühl der Liebe im frühen Jugendkeime morden, bewahre Jeden sein guter Genius. Es klingt recht lustig, in sorglos harmloser Jugendkraft mit Göthe zu singen: „Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt. Juchhe!" aber es ist die traurigste, schmerzreichste Klage, die um ein verfehltes Leben, und der Lebenslagen härteste, in den Tagen des Alters reduzirt zu sein auf — Nichts. Warum muß ich mich als Warnungsspiegel aufstellen? Hätte ich nichts Anderes, Besseres werden können? —

Wenn ich nachsinne über mein Loos und Schicksal, und warum es so trüb sich gewendet, so finde ich die Ursache in einem Grunde, den vielleicht nicht Jeder findet, und dieser Grund ist nicht jugendlicher Leichtsinn, nicht Abenteuersucht, nicht Hang zu reisen und die Welt zu sehen, dieß alles ist ja verzeihlich und führt nicht immer zum geistigen Verfall, oft vielmehr zum Glück, sondern der, daß ich heimathlos gewor-

den. Heimathlos! ein trostloser Gedanke, ein Gedanke, der allen Trostes los und bar ist. Ich vergrub einen Schatz, und als ich kam und ihn wieder suchte, fand ich seine Stätte nicht mehr. Das Land war noch da, der Ort, das Haus, darin ich geboren wurde, aber kein Herz, das mich wieder erkennen wollte. Nicht in Ländern, Städten, Schlössern, ist unsre Heimath, sondern in den Herzen der uns Befreundeten. Diesen hatte ich mich allen entzogen, und später fand ich ihrer keines mehr, und warf einen Haß auf mein unschuldiges Heimathland. Jetzt muß ich mich selbst hassen, daß ich also that. Von allem, was mir je auf Erden lieb und theuer wurde, lebe ich gänzlich getrennt, und fern; ich kann nicht sagen, wo Dieser oder Jene hingekommen, die ich in aller Herren Ländern fand, und nur für kurze Strecken des Erdenlebensweges mich befreundet an sie schloß, ob sie noch leben oder ob sie gestorben sind, denn ich correspondirte nie viel, und nun correspondire ich schon längst nicht mehr. Meine Instrumente hängen mit Staub überzogen, an der dürftigen Wand des armseligen Zimmerchens, darin der alte fahrende Musikus seine letzten Tage verseufzt, es sind dieselben keine andern, als die Clarinette und eine alte Violine. Erstere soll man mir mit in den Sarg legen.

Ich habe eine Phantasie niedergeschrieben und

versucht, sie in Tönen zu verklären. Die Töne aber habe ich nicht aufgesetzt, sondern sie wurzeln in meinem Gedächtniß. Hätte ich sie aufgeschrieben, und es käme ein kritisches Kennerauge darüber, so würde solches mir die Schreibfehler aufstechen. Diese Phantasie ist mein Schwanengesang, sie ist das Finale meiner Lebensirrfahrt, ich blase sie zuweilen Abends oder Nachts auf der Clarinette — und weine. Sie stehe hier. Will ein deutscher Componist sie in symphonische Musik kleiden, so sei sie ihm vermacht, sie kann eine deklamatorische Abendunterhaltung abgeben, und mit Orchesterbegleitung gesprochen werden. Der Componist denke meiner dabei, und sei, wenn er noch jung ist, glücklicher, als ich in meinem Alter bin, und wenn er nicht mehr jung ist, sei er so glücklich, als ich in den Jahren meiner besten Kraft und meiner feurigsten Jugend war. —

Das verlorene Paradies der Heimath.

Jerremeriade eines alten fahrenden Musikers.

Heimath, wo bist Du?
So tönt mein Sehnsuchtruf ins Morgenroth.
Heimath, wo bist Du?
So hallt er in den Schoos der stillen Nacht.
Heimath, wo bist Du?
Giebt höhnend mir der Wiederhall zurück.
Mein Gedanke irrt
Suchend über die weite Erde.

Suchend nach der theuern Heimath
Die mein irrend Herz verlor,
Pilgre ich von Land zu Lande
Thalhinab und bergempor.
Und ich kann das Land nicht finden

Wo der Knabe froh gespielt.
Wo beglückt zum ersten Male
Sein erwachend Herz gefühlt.

Mir hat getönt
Mich hat lieblich umsäuselt
In Jugendtagen,
In Kindheitträumen
Der Engel Harfenspiel.
Du meine Heimath warst
Die Harfe der Engel;
Du rufst mir nimmer.
Aengstlich lausch' ich oft
Im Dämmer der Frühe,
Im Abendstrahle,
Ob nicht ein leiser Ton
Aus weiter weiter Ferne
Hergetragen, schwebe? —
Alles still!

Still, wie über Gräbern,
Ist es rings um mich.
Einsam, wie in Wüsten

Oed' und schauerlich.
Und kein Ruf der Heimath,
Mich erreichen will;
Ob ich zitternd lausche,
Alles, alles still.

Nur mein Herz ist nicht still!
Es sehnt sich immer
Nach dem Heimathparadiese,
Dem verlornen Paradiese,
Wird zu rufen nimmer müde. —
Zu lange schlief es
Eingelullt vom Sirenenlied der Fremde,
Gleich den Bergentrückten,
Die Zauberschlaf in Schattengrotten
Gefangen hielt.
Sie treten heraus,
Geblendet vom Licht,
Kennen nicht mehr die Welt,
Kennen kaum selbst sich noch;
Ach! Und Niemand kennt sie mehr.
Sie erscheinen wie Geister
Einer andern Welt.

Grauenvoll anzusehen,
Und in Staub zerfallend, sinken sie hin.

So zerfällt in Staub meine Hoffnung,
Und der Paradiesesbaum
Der Jugendfreuden
Steht verwandelt in einen Dornenstrauch,
Blätterlos, blüthenlos,
Früchtelos, schattenlos,
Mitten in meines Weges Wildniß da.
Niemand kennt ihn mehr. —

Was treibst Du, Heimathloser, Dich
Von Land zu Land umher?
Wer seinem Paradies entwich
Der findet's einst nicht mehr.
Das Heimathland, das Heimathherz
Ersetzt kein fremdes Glück.
Und ewig zieht ein stummer Schmerz
Nach ihnen Dich zurück.

Wer sieht meine Thränen?
Wer hört meine Seufzer?

Wer fühlet mein Leiden?
Niemand lebt, der mich tröstet.
Wo sind meine Freuden?
Abgeblüht.
Wo sind meine Freunde?
Verweht wie Staub.
Was bin ich noch?
Ach! Ein umirrender Schatten,
Eine Laute klanglos, unbesaitet,
Aus deren Höhlung nur der Gram noch seufzt,
Wenn der Sturm sie berührt
Mit seinem allerschütternden Hauch —
Mächt'ger Empfindungen Sturm.

Die Aeolsharfe rauschet
Süßen Klang.
Ach, meine Seele lauschet
Schwermuthbang.
Aus meiner Seele zittert
Riesengroß
Ein Schall, der mich durchschüttert:
Heimathlos!

Wohin ist mein Haar?
Mein weiches, reiches Lockenhaar,
Darin der Liebe Rosenfinger wühlte?
Wohin ist die Glätte
Meines Angesichts,
Und der Lippen frische Farbe,
Darauf der Mund der Liebe küssend ruhte?
Kaum daß noch dürftig eine graue Locke
An meinem Scheitel flattert!
Und voller Falten ist mein Angesicht,
Und welk der Mund,
Der einst dem Herzen Andrer Freuden schuf.
Hin, hin, hin ist alles, alles hin;
Und nichts mir geblieben
Als vernichtende, zermalmende Gedanken;
Und die Klageseufzer des Propheten,
O wie sind sie Vorhall meines Weh's.
„Ich bin ein elender Mann!
Bin in die Finsterniß geführt,
Nicht zu dem Lichte.
Der Herr hat alt gemacht mein Fleisch und Haut,
Und mein Gebein zerschlagen.
Mit Galle und Mühe hat er mich umgeben;

Vermauert hat er meinen Weg,
Hat meinen Steig mir umgekehrt
Und mich des Weges fehlen lassen.
Mit Bitterkeit bin ich gesättigt,
Und mit Wermuth getränkt!" —

Wie sang ich einst, wie klang das süße Lied?

„Wie ein Vöglein, das verschlagen
Weint im stillen Ozean,
Komm, zur Heimath mich zu tragen,
Liebe, Dir gehör ich an!"

„Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht;
Weil ich an die Heimath glaube,
Hab' ich sie auch schon erreicht."

So klang das süße Lied,
Doch eine Dichtung war es nur.
Nicht Liebe trug mich zur Heimath,
Nicht an der Heimath hing mein Herz,
Nicht an die Heimath glaubte mein Herz,
Und darum blieb sie unerreichbar mir.

Sie starb mir ab, ich ihr,
Und von ihr schied ich mich. —
Singt nicht ein altes Lied
Daß scheiden und meiden wehe thut?
Ich schied und mied —
Und fühlte keinen Schmerz.
Jetzt aber trag ich seine Centnerlast;
Mit Wucherzinsen zahlt
Mein Heimathland mir meinen Haß zurück,
Indem es mich verläugnet, mich verläßt,
Wie ich ihm einst gethan.

Wer dich verlassen,
O traute Heimath,
Wer deine Liebe
Vom Herzen stieß,
Wird bitter büßen
Was er gesündigt,
Und hat verloren
Sein Paradies.

Zur Heimath sehnt sich
Der Wandervogel;

Zur Heimath kehrt er
Im Lenz zurück.
Im Heimathlande
Blüht seine Liebe,
Blüht in Verjüngung
Sein höchstes Glück.

Der ist der Thränen
Ist werth des Mitleids,
Dem keine Heimath
Auf Erden winkt.
Der in Verbannung,
Das Herz voll Heimweh,
In kalter Fremde
Zur Grube sinkt.

Kein überwältigendes Schicksal,
Kein Cherub mit dem Flammenschwerte trieb
Aus meinen Heimatheden mich hinweg,
Nur Jugendleichtsinn that's
Nur Drang die Welt zu sehen,
Die schöne, große, weite Welt,
Darin der Strom des Lebens mächtig fluthet,

Auf dessen oft von Sturm empörten Wogen
Der Leidenschaften Segelschiffe schaukeln,
Mit rosenrothen Flaggen.
Zum Bord, zum Bord winkt reizvoll
Ein Götterweib, die Liebe,
Ein Götterweib, das Glück.

Mir auch waren das selige Tage
Wo mich sonder Sorgen und Klage
Ein bewimpeltes Schifflein trug.
Wo wir, freud'ge Genossen, fuhren;
Glück und Liebe, die Dioskuren,
Folgten weihend dem heitern Zug.

Alle Freudengötter bekränzten
Uns und blühende Schenken kredenzten
Wonnig lächelnd den goldnen Wein.
Wem der Becher einmal noch schäumte!
Wer wie einst ich, einmal doch träumte:
Im Elysium selig zu sein!

Doch — die Farben sind abgeblichen,
Glück und Liebe treulos entwichen,
Freude ward mir ein fremdes Wort.

Ach mein Glücksschiff, das mich getragen,
Ist in Meereswüsten verschlagen,
Nimmt mich nimmer, nimmer an Bord.

Heimath, wo bist Du?
Bist Du, wo ich *nicht* bin,
Gleich dem Glück, das mich flieht,
Wie ich Dich einst geflohn?
Kein Auroraschimmer der Frühe
Zeigt Dich mir!
Keines Abendglühens Rosenwolke
Seh ich schweben über Dir!
Mein Ruf ist leerer Schall.
Vergebens such ich Dich,
Wie *Ahasver* den Tod.

Das ist meine Strafe, —
Für ein nichtiges Leben,
Das Dir o Heimath
Nicht gehörte, nicht galt.
Für Dich kein Streben,
In Dir keinen Halt.
Mich lockte die Fremde

Mit Zaubergewalt;
Und hielt mich beglückend,
Und hielt mich umstrickend;
Der Pilger war feurig,
Der Pilger — ward alt;
Ward alt und kalt.
Voll Sehnsucht blickend
Nach Deiner Ferne
Und Seufzer schickend
Nach deinem Sterne. —
O Heimath der Seelen,
Winke mir bald!

Still trauernd Herz!
Dein Paradieß erblüht
In einem andern Land.
Dort weint kein Schmerz,
Und keine Hoffnung flieht.
Ein Engel beut die Hand
Dem Irrenden, dem Heimathlosen,
Und führt in ein Gefild voll Rosen
Ihn himmelwärts.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Ferner erschienen in demselben Verlage noch folgende sehr empfehlenswerthe belletristische Werke:

Bechstein, Ludwig, Aus Heimath und Fremde. Erzählungen. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 3 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die seligen Fräulein. — Der Förster von Belrieth. — Der Geist auf Christburg. — Das Hausgesinde. — Der Zaubergarten. II. Der Pseudo-Barbarossa. — Der Sohn der Hexe. — Der Herr von Selerinski. — Unterirdische Liebe.

— — Hallup der Schwimmer. Novelle. 1839. eleg. geh. . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

Belani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. 1838. eleg. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. 1838. eleg. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: Des Beduinen Tochter. — Der Polterabend. — Historie vom Ritter Zeno und den heiligen drei Königen. — Das Auto-da-fé.

— — Das Haus Braganza (von 1807 — 1832). Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen. 4 Bde. 1839. eleg. geh. 6 Rthlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Belani, H. E. R., Dom João VI. und sein Hof. Historisch-romantisches Gemälde aus der neueren Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . . 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Die feindlichen Brüder. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bde. 1839. eleg. geh. 3 Rthlr.

— — Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. 1840. elegant geheftet 4 Rthlr. 12 Gr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman. Nach dem Französischen von Julius Schoppe. 1837. eleg. geh. . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Herloßsohn, Carl, Eine Theater-Liebschaft. Novelle. 1839. eleg. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 3 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Gondoliere. Novelle. — Die Mädchen von Scio. Novelle. — Arabesken und Devisen. II. Eduard. Novelle. — Meine Weihnachtsfreuden. — Maler und Kaufmann. Novelle. — Der letzte Ball. — Arabesken und Devisen. III. Der Förster und seine Kinder. — Fatime. Serbische Novelle. — Die Versuchung. Novelle. — Maler Ghigi. Novellette. — Die Neujahrsnacht. Erzählung. — Arabesken und Devisen.

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Historischer Roman. 2 Bde. 1838. eleg. geh. . . . 3 Rthlr.

Schoppe, Amalie, geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. 1837. eleg. geh. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Zeitlosen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. 1837. eleg. geh. . . . 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Die Maler. — Das Turnier. — Das Mordloch. — Der Kuß. II. Die Folter. — Das Wagstück. — Victorine. — Sittengemälde des Auslandes.

— — Octavia. Roman. 2 Bde. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — Cyanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 2 Rthlr. 21 Gr.

Inhalt: I. Eliza. — Der Wilddieb. — Die zwei Schuldigen. — Der Sängerkrieg zur Wartburg. — Das Mädchen von Navarra. II. Die Marchese von Santaval. — Das Staatsgeheimniß. — Hertha von Reventlow. — Die Ahnungen. — Frauenlist.

Schoppe, Amalie, Vittoria. Roman. 3 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 4 Rthlr.

— — Die Rache, oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Tycho de Brahe. Historischer Roman. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . 2 Rthlr. 4 Gr.

— — Die Schlacht bei Hemmingstädt. Historischer Roman. 2 Bde. 1840. eleg. geh. 2 Rthlr. 18 Gr.

Der hinkende Teufel in Hamburg. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 2 Bde. 1840. eleg. geh. . . . . 2 Thlr. 16 Gr.

Binnen kurzer Frist erscheinen:

Herloßsohn, Carl, Eine Neujahrsnacht.

— — Der blinde Held. Historisch=romantisches Gemälde. 3 Bde.

Schoppe, Amalie, geb. Weise, **Pierre Vidal, der Troubadour.** 2 Bände.

Druck von C. P o l z in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Elster, Daniel

Clarinette Seitenstück zu den Fahrten eines Musikanten

Bd.: 3

(1840)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.33(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11843244-9